Dr. O. KRACK,

DAS URBILD DES BLAUBARTS

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

B
L392k

Das Urbild des Blaubart

Lebensgeschichte des Barons Gilles de Rais

Preis 4.— M
geb. 5.— M.

von

Dr. Otto Krack

Berlin W. 57
Richard Eckstein Nachf.

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/dasurbilddesblau00krac

Das Urbild des Blaubart.

Das Urbild des Blaubart.

Lebensgeschichte des Barons
Gilles de Rais, Marschalls von Frankreich.

Von
Dr. Otto Krack.

Berlin W. 57
Richard Eckstein Nachf.

Alle Rechte vorbehalten!

B
L392k

Inhalt:

Zur Einführung . . . . . Seite 7

1. Die Heimat Gilles de Rais'. — Seine Jugend und Erziehung. — Seine Heirat. — Die Baronin de Rais . . . . . „ 11

2. Der Krieg zwischen England und Frankreich. — Gilles de Rais im Felde. — Seine Beziehungen zur Jungfrau von Orléans. — Sein vorzeitiger Rücktritt . . . . „ 23

3. Gilles de Rais auf seinen Schlössern. — — Sein Reichtum. — Seine Verschwendung . . . . . „ 41

4. Gilles und die Geheimwissenschaften. — Seine Vertrauten. — François Prelati. — Goldmacherkunst und Zauberei . . „ 55

5. Die „schwarze Kunst". — Geisterbeschwörungen. — Menschenopfer . . . . . „ 74

6. Die Verbrechen Gilles de Rais'. — Seine Mordgesellen. — Wahl und Zahl der Opfer. — Reue . . . . . „ 100

7. Vor dem Fall. — Die Messe in Saint Etienne-de-Mer-Morte. — Der Herzog der Bretagne und der Bischof von Nantes. — Die geheime Untersuchung der Kirche. — Verhaftung des Barons de Rais . „ 132

8. Gilles de Rais in Haft. — Die Richter. — Die Verhandlungen. — Die Zeugenaussagen. — Geständnis und Reue des Angeklagten . . . . . „ 166

372199

9. Das weltliche Gericht. — Das Urteil. — Gilles' letzte Augenblicke. — Sein Ende. Seite 202

10. Nach dem Tode. — Gilles' Grabmal. — Auf der Richtstätte. — Rechtfertigungsversuche. — War Gilles unzurechnungsfähig? . . . . . „ 216

11. Der Haushalt Gilles de Rais'. — Schicksale seiner Freunde und Diener. — Seine Familie. — Frau und Tochter. — Sein Bruder . . . . . „ 232

12. Gilles de Rais als Blaubart. — Das Märchen Perraults. — Schriftliche und mündliche Ueberlieferungen. — Zwei Volkserzählungen. — Schlußwort . . „ 246

Zur Einführung

Wohl eine der furchtbarsten Gestalten des Märchens — vielleicht die furchtbarste von allen — ist der Ritter mit den sieben Frauen, der „Blaubart". Sie ist von einem geheimnisvollen Schauer umgeben, von Greuel und Grauen, aus einem Dunst von Blut und Frevel starrt sie uns an. Wie ein düsteres Schreckbild steht sie da, ein unheimliches Gespenst, um Alt und Jung das Gruseln zu lehren.

Wie ist sie entstanden? Wann und wo? Ist sie von einer Einbildungskraft geboren, die das Grausige liebte? Ist sie einer finsteren Dichter- und Denkerstirn entsprungen, die alles Böse irdischen Wesens in einem menschlichen Scheusal verkörpern wollte? Ist sie langsam geworden und gewachsen, hat sie sich herausgebildet

aus einem dumpfen, dunklen Volksempfinden, das nach einem Sinnbild des Schrecklichen suchte?

Es ist nur allzu wahrscheinlich, daß sie kein Kopf erdacht, kein Geist ersonnen, daß sie keine freie Erfindung ist. Das Leben hat sie erschaffen, sie ist der Wirklichkeit entlehnt und einer Wirklichkeit, die das schauerliche Märchen weit in den Schatten stellt.

Im Westen Frankreichs hauste im Anfang des 15. Jahrhunderts ein großer und mächtiger Herr, der Baron Gilles de Rais, der wohl mit Recht als das Urbild des Blaubart angesehen wird. Die Lebensgeschichte dieses Blutmenschen hat der Abbé Bossard eingehend und ausführlich in einem umfangreichen, gelehrten Werk beschrieben, das auch als hauptsächlichste Grundlage für die folgende Darstellung gedient hat.

In diesem Bilde fehlt kein Zug. Die Geschichte hat getreulich alle Zeugnisse aufbewahrt, die uns von dem französischen Edelmann Kunde geben. Wir können seine ganze Entwicklung fast Schritt für Schritt verfolgen, von den ersten vielverheißenden Anfängen an bis zu dem gewaltsamen Ende. Wir sehen den kleinen Junker in den Schlössern seiner Väter spielen, begleiten den jungen Helden auf seinen Kriegsfahrten in den

Kampf gegen den englischen Erbfeind, der sein Vaterland zu vernichten droht, wie er Seite an Seite mit der Jungfrau von Orléans ins Feld zieht; wir erleben, wie der faustische Mensch, übersättigt von allen Freuden und Genüssen dieser Welt, sich den Geheimwissenschaften ergibt und der „schwarzen Kunst" anheimfällt; wir belauschen den kranken, entarteten Unhold, wie er in den düsteren Mauern seiner Schlösser Greuel über Greuel häuft; wir atmen endlich auf, wie auch diesen Großen der Erde der lange zögernde Arm der Gerechtigkeit ergreift, wie er in Gewissennot, in Reue und Buße den letzten Seufzer aushaucht.

So bietet die Geschichte dieses Lebens nicht nur das furchtbare Trauerspiel eines Menschen, der seine öffentliche Laufbahn als gepriesener Held begann, um sie als verruchter Verbrecher auf dem Scheiterhaufen zu enden; sie ist zugleich eine schreiende Anklage gegen jene in finsteren Wahn und Aberglauben versunkene Zeit, eine grelle Sittenschilderung, die den Ausgang des Mittelalters mit blutigem Schein beleuchtet.

Fast fünf Jahrhunderte haben sich seitdem gerundet, und was bedeuten sie in der Entwicklung und dem Fortschritt? Aber die eine tröstliche Gewißheit gewinnen wir doch, wenn wir Einst

und Heute vergleichen: die Menschheit geht nicht zurück, sondern sie marschiert vorwärts und aufwärts, langsam und stetig der Höhe zu.

Dahlem bei Berlin.

Dr. Otto Krack.

I.

Die Heimat Gilles de Rais'. — Seine Jugend und Erziehung. — Seine Heirat. — Die Baronin de Rais. —

Im nördlichen Teil der Bretagne, auf dem linken Ufer der Loire, zwischen Nantes und dem atlantischen Ozean erstreckte sich im 15. Jahrhundert die Baronie de Rais, „eine der angenehmsten und gefälligsten Landschaften der Bretagne". Die Herrschaft des altfranzösischen Geschlechts, die südlich von der Mündung der Loire lag, umfaßte also das Gebiet zwischen diesem Fluß, dem Meer und den Grenzen von Poitou. Nach der See zu dehnte sich eine weite, nackte Ebene, düster und eintönig wie eine Wüste. Aber der Boden war außerordentlich fruchtbar und die Bevölkerung lebhaft, kräftig und im ganzen wohlhabend. Für die großen Herren, die diese Gegend im 15. Jahrhundert bewohnten, war sie eine unerschöpfliche Quelle des Reichtums und Ueberflusses.

An den Ufern der Loire und den Grenzen von Poitou bot sich dem Auge ein ganz anderes

Bild: das Land war fast so eben, wie nach dem Meere zu, stand jedoch in üppiger Blüte. Alte prächtige Bäume ragten gen Himmel, die Luft war rein und frisch, die Erträge des Bodens reich und mannigfach und die Bevölkerung fröhlich, offenherzig und liebenswürdig.

Die Hauptstadt dieses kleinen Landes war seit Jahrhunderten das geschichtlich denkwürdige Machecoul, das inmitten zahlreicher und ansehnlicher Landgüter lag. Die starken Wälle und Befestigungen machten den Platz in Kriegszeiten sehr wichtig. Außerdem war er wegen seiner Lage der Schlüssel zu der Bretagne, denn beide Provinzen, die Bretagne sowohl wie Poitou, waren damals unabhängige und selbständige Kleinstaaten, die sich häufig genug befehdeten.

Von diesem Lande erhielt Gilles de Laval, der als „Blaubart" ein so furchtbares Andenken hinterlassen sollte, seinen Namen „Baron de Rais", mit dem er meistens bezeichnet wird.

Im Jahre 1400 war das uralte Geschlecht der Rais dem Aussterben nahe. Nur eine einzige Erbin lebte noch: Jeanne, mit dem Beinamen die Weise. Als sie sich ihrem Ende nahe fühlte, dachte sie daran, sich unter ihren Verwandten einen Erben auszuwählen, der ihr

Wappen und ihren Namen annehmen könnte. Ihre Augen fielen auf einen Vetter aus dem Hause Montmorency-Laval, Guy II, den Ritter und Herrn von Blaison und Chemillé, den Vater des allzuberühmten Gilles de Rais.

Jeanne machte nur eine Bedingung: Guy de Laval mußte die Erklärung abgeben, daß er für sich und seine Nachkommen sein Wappen und seinen Namen ablegte. Falls er sich weigerte, sollte ein anderer Verwandter, Jean de Craon, in ihre Rechte treten. Natürlich ging Guy de Laval auf alle Bedingungen ein und unterschrieb Ende September 1401 den Vertrag.

Aber so leicht sollte ihm die große Erbschaft nicht in den Schoß fallen. Er hatte noch einen heißen Kampf zu bestehen, ehe er sich seines großen Vermögens erfreuen konnte. Man weiß nicht, aus welchem Grunde sich die weise Jeanne mit ihrem selbsterwählten Nachfolger überwarf; jedenfalls besann sie sich eines andern und übertrug ihre Erbschaft im folgenden Jahr auf Cathérine de Machecoul, Witwe von Pierre de Craon. Es entspann sich nun ein erbitterter Streit, und schon war vom Gericht zu ungunsten Lavals entschieden worden, als eine glückliche Verbindung allen Unfrieden schlichtete.

Guy de Laval war nicht verheiratet, und Jean de Craon, der Sohn und Erbe Cathérines, hatte nur eine Tochter, namens Marie. Was war natürlicher, als durch eine Heirat beide Teile zu befriedigen und zu versöhnen? Jeanne die Weise war mit der Lösung durchaus zufrieden, und so wurde die Heirat im Jahre 1404 vollzogen. In dem Ehevertrag trat Marie de Craon ausdrücklich ihrem Gemahl alle Rechte auf die Herrschaft Rais ab.

Zwei Jahre später schloß die alte Jeanne für immer die Augen. Sie hatte erreicht, was sie wollte, und starb zufrieden in dem Gedanken, daß ihr Geschlecht nicht mit ihr verlöschen würde. In der Wiege lag ein kleiner kräftiger Knabe, der alle Bürgschaft für die Zukunft bot. In der Tat hat dieses Kind ihren Namen unsterblich gemacht: es war Gilles de Rais.

Ueber seine ersten Lebensjahre ist so gut wie nichts auf unsere Tage gekommen. Auch die Anfänge dieses Menschenlebens, das so viel Dunkles und Geheimnisvolles birgt, liegen im Dunkeln. Selbst der Geburtstag Gilles ist unbekannt. Nur soviel scheint gewiß, daß er im Jahr 1404 zur Welt kam.

Auch von der Erziehung, die der junge Herr genoß, wissen wir nichts Einzelnes. Jedoch nach der Liebe zu urteilen, die Gilles in seinem späteren Leben für alles Schöne, für Kunst und Wissenschaft bewies, muß sie vortrefflich gewesen sein. Ohne eine ausgezeichnete Bildung hätte er auch wohl trotz aller persönlichen Tüchtigkeit nicht so außerordentlich früh zu den höchsten Würden aufsteigen können, die einem französischen Edelmann zu teil werden konnten. Auch seinen ungeheuren Reichtümern konnte er diese seltene Laufbahn nicht allein verdanken.

Zuerst wurde er natürlich in der Kriegskunst unterwiesen, denn das Waffenhandwerk galt auch für den französischen Adel am Ausgang des Mittelalters als die eines Mannes einzig würdige Beschäftigung. Ohne Zweifel wurde er von den besten Lehrmeistern unterrichtet, wie es seinem Rang zukam.

Schon damals war die Kriegführung eine ganze Wissenschaft, und unter Gilles' Vorfahren und Verwandten waren berühmte Heerführer, denen er es gleichtun, die er überstrahlen wollte: so sein Großvater Brumor de Laval, sein Großonkel Guesclin und sein Nachbar und Vetter Olivier de Clisson. Der Ehrgeiz, der ihn sein

ganzes Leben beherrschen sollte, wurde schon früh in ihm wach, wenn von den glänzenden Waffentaten der Seinen erzählt wurde.

So litt es auch den jungen Baron nicht lange am heimischen Herd. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, zog er mit dem jungen Adel seines Landes ins Feld, um sich Ehre und Ruhm zu erwerben.

Aber das Kriegführen war sicher nicht seine einzige Beschäftigung. Mit dem Ruhm des Feldherrn wollte er den Ruf des Gelehrten, des Künstlers und Dichters verbinden. Nach den Geschichtschreibern zu urteilen, die von ihm sprechen oder ihn erwähnen, muß er einer der bestunterrichteten Männer seiner Zeit gewesen sein.

Er wird uns geschildert als ein wahrhaft großer Herr von maßlosem Ehrgeiz, der unaufhörlich glänzen mußte, als ein junger Mann, der die schönsten Anlagen hatte. In seinen Schlössern unterhielt er Gelehrte und Künstler aller Art und streute mit vollen Händen seine unermeßlichen Schätze aus. Er umgab sich mit allen Kostbarkeiten der Erde; Gemälde und seltene Bücher, goldene und seidene Gewebe, Edelgestein und Schmuckgegenstände, Bühne und Ge-

heimwissenschaften — alles liebte er, was schön und selten war.

Mit wahrer Gier las er alle Bücher, die ihm in die Hände fielen; er schrieb selbst Bühnenstücke oder ließ sie schreiben; er verfaßte selbst eine Abhandlung über die Kunst, Geister zu beschwören. Nicht nur ein Beschützer der Künste, trieb er sie selbst. Er wurde vom Verlangen verzehrt, alles zu wissen und zu erkennen — selbst im Bösen. Im Gegensatz zu den meisten seiner Standesgenossen beherrschte er vollkommen die lateinische Sprache, die er ebenso gut sprach, wie las; die Vertrauteren seines engeren Kreises waren jene Italiener, deren schöne lateinische Aussprache und deren gewandte Umgangsformen ihn gleichermaßen entzückten.

Es steht außer Zweifel, daß er eine ganz erlesene Bücherei besaß. Die verschiedenen wissenschaftlichen und schöngeistigen Werke, die er buchstäblich mit Gold aufgewogen hatte, stellten ein ganzes Vermögen dar, und es scheint, daß er sich von seinen Büchern ebenso wenig trennen konnte wie von seiner Orgel, seiner Musikkapelle und seinem kriegerischen Gefolge. Selbst auf seinen entferntesten Reisen nahm er sie mit.

Und in dieser Zeit, wo geistige Bildung und künstlerischer Geschmack sich so selten zeigten — wie reichhaltig und vielseitig war die Bücherei des Barons de Rais. Unter andern besaß er die wertvollsten und geschätztesten Schriften, die das alte Rom und die Kirche der ersten Jahrhunderte hervorgebracht hatten, und zwar in lateinischer wie in französischer Sprache. Und wie lieb ihm seine Bücher waren, geht daraus hervor, daß er sie in Zeiten, wo es ihm an Geld fehlte, wohl um beträchtliche Summen verpfändete, aber er gab sie niemals völlig aus der Hand, er verkaufte sie nie.

Vielleicht hätten sich seine schlimmen und gefährlichen Neigungen auch nicht so ungehindert und üppig entwickelt, wenn er bis zur Schwelle des mannbaren Alters seinen natürlichen Führer behalten hätte. Aber in früher Jugend, als er etwa 11 Jahre alt war, verlor er seinen Vater.

Ein größeres Unglück konnte den Knaben kaum treffen. Denn von nun an waren er wie sein jüngerer Bruder René sich fast selbst überlassen. Ihre Mutter verheiratete sich gleich wieder, und ihr Vormund wurde der Großvater mütterlicher Seite, Jean de Craon, ein schwacher,

allzu nachsichtiger Greis, der den Kindern völlig freien Willen ließ.

Gilles selbst hat in späteren Jahren seinem Erzieher den bittersten Vorwurf gemacht und ihm sozusagen die Schuld an seinem verfehlten Leben gegeben. „Ihr Väter und Mütter", rief er vor seinem Ende aus, „die ihr mich hört, ich fleh euch an, hütet euch, eure Kinder weichlich zu erziehen! Wenn ich so viele und so große Verbrechen begangen habe, so ist Schuld daran, daß man mir in meiner Jugend allen Willen ließ".

Die erste Sorge des Großvaters scheint gewesen zu sein, Gilles so bald wie möglich zu verheiraten. Schon der dreizehnjährige Knabe wurde verlobt, aber die Braut starb vor der Zeit, und der Vormund mußte sich anderweitig umsehen.

In der Tat wurde auch bereits im folgenden Jahr ein zweiter Ehevertrag zwischen Gilles de Rais und Beatrix de Rohan unterzeichnet, und der ganze Adel der Bretagne wohnte der Feierlichkeit bei. Aber auch diese Heirat kam durch den vorzeitigen Tod der Braut nicht zustande.

Der alte Großvater ließ sich jedoch nicht abschrecken. Er ging wieder auf die Suche und

fand auch endlich ein neues Opfer. An die zukünftigen Besitztümer von Gilles de Rais stießen reiche Landgüter: die mächtige Baronie Tiffauges, Pouzauges, Savenay u. a., die dermaleinst in die Hände einer einzigen Erbin, Cathérine de Thouars', übergehen mußten.

Inzwischen war Gilles sechzehn Jahre alt geworden und hatte sich bereits in den blutigen Kämpfen der beiden Häuser Montfort und Penthièvres die ersten Sporen verdient. Der Herzog der Bretagne selbst hatte ihn auf jede Art ausgezeichnet, und der Name des jungen Kriegshelden war in aller Munde.

So wurde ihm die Hand der reichen Erbin gern gegeben, und im November des Jahres 1420 wurde die Hochzeit mit allem Gepränge gefeiert.

Es scheint auch, daß die Ehe, der eine Tochter Marie entsproß, im Anfang durchaus glücklich war. Mann und Frau lebten in der ersten Zeit zusammen auf ihren Schlössern, entweder auf einer Herrschaft des Barons oder seiner Gattin. Aber sie waren nicht lange vereint, durch die Macht der Verhältnisse wurden sie bald getrennt.

Als die Engländer über den Kanal setzten und ins Land einfielen, zog der junge Edelmann ins Feld und verbrachte ganze Jahre fern von

Haus und Hof. Und trotzdem war es für die Verlassene wohl die schönste Zeit, denn im Dienst des Vaterlandes gewann der ferne Gatte Ruhm und Ehre, und seine Waffentaten mußten auch sie mit Stolz erfüllen. Und war dieses Los nicht das natürliche Schicksal aller Edelfrauen? Mußten sie sich nicht alle damit abfinden, daß sie allein zurückblieben, während der Mann im Feld stand und gegen den Feind focht? Die junge Schloßherrin hatte auch Pflichten genug, wenn sie die Bewirtschaftung der zahlreichen und ausgedehnten Güter in der Hand behalten, wenn sie das Vermögen richtig verwalten wollte.

Zweifellos schenkte Gilles de Rais in der ersten Zeit der Ehe seiner Frau volles Vertrauen. Denn es wird erwähnt, daß er sie beauftragte, während seiner Abwesenheit den Neubau des Schlosses Champtocé zu überwachen und zu leiten.

Solche Aufgaben fielen den Frauen aus großen Häusern häufig zu. In der Zeit der Kreuzzüge und des hundertjährigen Krieges zwischen England und Frankreich waren die Herren oft Monate und Jahre von der Heimat abwesend, sodaß ihre Güter und Besitztümer von andern verwaltet werden mußten. Wer war dazu ge-

eigneter als die Hausfrau, wenn nicht gerade ein naher männlicher Verwandter die Leitung übernehmen konnte?

Und von der guten oder schlechten Leitung der Geschäfte hing die ganze Zukunft des Hauses ab, und oft genug sah der Ehemann, wenn er aus der Fremde heimkehrte, wie sich sein Hab und Gut unter den Händen seiner klugen und tüchtigen Gattin gemehrt hatte. Ebenso oft wurde allerdings durch die Verschwendungsucht leichtfertiger Weiber ein ganzes Vermögen vergeudet, sodaß der heimkehrende Kriegsmann den Verfall und Untergang seines Hauses erleben mußte.

Den Frauen erwuchsen also große Aufgaben, wenn die Männer in den Krieg zogen; sie mußten die Güter bewirtschaften, Einnahmen und Ausgaben überwachen, mußten Zahlungen leisten und Pachtverträge schließen. Dazu kam die Erziehung der Kinder, der man um diese Zeit in den adligen Häusern die größte Sorgfalt widmete.

Aber dieses gute Einvernehmen zwischen den Gatten sollte nicht lange dauern. Als die dunklen und bösen Mächte im Herzen des Mannes erwachten, war es um alles Glück geschehen.

II.

Der Krieg zwischen England und Frankreich. — Gilles de Rais im Felde. — Marschall von Frankreich. — Seine Beziehungen zur Jungfrau von Orléans. — Sein vorzeitiger Rücktritt.

In den folgenden Jahren hört man fast nur von den Kriegsfahrten und -taten Gilles de Rais'. Er war mit Leib und Seele Soldat, im Feld war er zu Haus. Und diese angeborene Neigung zum Kriegshandwerk, die der junge Baron hegte, wurde durch das Herkommen seines Geschlechts genährt. Zum Soldaten erzogen, wurde er ein Feldherr, den sein König mit der höchsten Würde bekleidete, die er zu vergeben hatte. Es ist schon erwähnt worden, daß Gilles sich in den Fehden der beiden großen Häuser Montfort und Penthièvres durch Tapferkeit und Unerschrockenheit hervortat. Aber dieser Kleinkrieg, der im westlichen Frankreich geführt wurde, war nur ein Kinderspiel, verglichen mit dem hundertjährigen blutigen und erbitterten Ringen zwischen England und Frankreich. Und die ersten Beweise von Kriegstüchtigkeit, die Gilles in der

Bretagne gab, waren nur die Vorläufer der glänzenden Heldentaten, die er in dem Verteidigungskampf seines weiteren Vaterlandes um die Unabhängigkeit gegen das britische Inselreich verrichtete.

Man weiß, daß das Glück lange Zeit den fremden Siegern lächelte. Burgund war in den Händen der Engländer, und im Vertrag von Amiens näherte sich ihnen auch die Bretagne. Erst nach unendlicher Mühe und vielen Verhandlungen gelang es dem jungen König Karl VII., die Mächtigen seines Reiches zu vereinigen und für die gute Sache zu gewinnen.

Wie sein Großvater trat auch Gilles de Rais gleich auf die Seite des Königs. Gewiß war es nicht allein die Vaterlandsliebe, sondern auch Ehrgeiz und Ruhmsucht, die die beiden großen Herren zu diesem Schritt veranlaßten. Hoffte der Alte auf reiche Gunst und Belohnung, die ihm der Sieg des französischen Königs versprach, so träumte der Junge von Lorbeern und Ehren, die ihm der zukünftige Krieg bringen mußte. Und beide sollten sich nicht enttäuscht sehen.

An dem lebenslustigen französischen Hof, dem die traurige Lage des Vaterlandes doch nicht

die alte gallische Fröhlichkeit und Leichtherzigkeit hatte nehmen können, wurde der junge Krieger mit offenen Armen empfangen. Er wurde gesucht, umschmeichelt und umworben, dank seinem großen Namen, seinem gewinnenden Wesen, seinem persönlichen Mut. „Er war ein schöner, junger Mann, liebenswürdig, ungestüm, lebhaft und lebenslustig, aber auch schwach und genußsüchtig," hieß es schon damals von ihm.

Besonders willkommen an diesem Hofe, dessen Liebesabenteuer sprichwörtlich geworden sind, war der junge Herr aber wegen seines Reichtums, wegen seines ungeheuren Vermögens. Für seine Vergnügungen wie für den Krieg brauchte Karl VII. Geld, viel Geld, und Karl VII. war arm; Gilles aber konnte geben, denn er war reich, sehr reich.

Zuerst schwankte die Wage des Kriegsglücks auf und ab. Bald waren die Franzosen, bald die Engländer im Vorteil. Das ging etwa zwei Jahre lang bis zum Auftreten der Jungfrau von Orléans.

In dieser Zeit hatte Gilles Gelegenheit genug, sich zu bewähren und auszuzeichnen: er kämpfte hier und dort, schlug sich mit dem Feind, belagerte Schlösser und feste Plätze, die in die

Hände der Engländer gefallen waren, und schlug mehr als einmal den Gegner in offenem Felde.

Besonders in den Kämpfen an der Loire tat er sich hervor. Die französischen Streitkräfte gingen getrennt oder gemeinschaftlich gegen die Engländer vor, wie es die augenblickliche Lage erforderte. Die Feinde waren schon siegreich ins Land vorgedrungen und hatten bereits eine ganze Reihe fester Plätze in ihrem Besitz. Die Aufgabe des französischen Marschalls Richemont und seiner Unterführer war es nun, diese Festungen durch Belagerung oder Sturm wieder zu nehmen.

Gilles de Rais konnte sich seiner Erfolge wohl rühmen. Er hatte sich mit einem Herrn de Beaumanoir vereinigt und focht mit Glück gegen die fremden Eindringlinge.

Zuerst nahmen sie ihnen die Feste Rainefort in Anjou wieder ab. Die Engländer, die sich ergeben hatten, wurden von den Siegern verschont, aber die französischen Ueberläufer, die sich unter der Besatzung fanden, ließ de Rais allesamt hängen.

Von hier rückten sie vor das Schloß Malicorne, das ebenfalls von den Engländern besetzt war. Der Widerstand war hartnäckig, und

erst nach wiederholten Angriffen gab sich der feindliche Anführer mit seiner Besatzung gefangen.

Oft genug bewies Gilles de Rais seine Tapferkeit und Verwegenheit, und gern kämpfte er in den vordersten Reihen. Ein Ritter ohne Furcht, spielte er mit dem Leben, wenn es Ehre und Ruhm galt.

Nur ein Beispiel von den vielen, die die Geschichte aufbewahrt hat. Es war an den Ufern der Loire. Die Franzosen lagen vor dem Schloß Lude, in das die Engländer sich geworfen hatten. Die Belagerung war hart, denn die Besatzung war zahlreich, die Türme stark und die Wälle fast uneinnehmbar. Dazu hatten sich die Engländer reichlich mit Lebensmitteln und mit allem zu einer Verteidigung nötigen Gerät versehen, und ihr Führer, Hauptmann Blackburne, war zum äußersten Widerstand entschlossen.

Aber die Angreifer gaben die Hoffnung nicht auf. Sie ließen auf den umgebenden Höhen ihre Geschütze auffahren und gingen zum Angriff über. Endlich gelang es ihnen, die Wälle zu erklimmen, allen voran Gilles de Rais. Der erste Feind, auf den er stieß, war der Hauptmann Blackburne, und in dem Zweikampf, der

nun begann, schlug der Franzose den Fremden nieder. Als die Engländer ihren Führer fallen sahen, gaben sie ihren Widerstand auf und streckten die Waffen. Damit war der Platz genommen.

Aber trotz aller glänzenden Waffentaten der Franzosen gewannen die Engländer mit der Zeit immer mehr und mehr an Boden. Standen ihnen doch nicht nur die Kräfte der Heimat, sondern auch die reichen Hilfsquellen des feindlichen Landes zu Gebote. Allzuschwach war auch der Damm, den man ihrer Flotte entgegensetzen konnte.

So drangen sie langsam, aber stetig vor, und eine ganze Anzahl fester Plätze und größerer Städte hatte ihnen bereits die Tore geöffnet. Auch Orléans war von ihnen belagert, und die bedrängten Einwohner sahen den Tag kommen, wo aller Widerstand nutzlos war und sie sich dem feindlichen Heer auf Gnade und Ungnade ergeben mußten.

Der König war schon völlig mutlos und wollte nach dem Süden flüchten. Frankreich schien verloren, als ein Ereignis eintrat, das die Lage der Dinge mit einem Schlage änderte, eins

der merkwürdigsten Ereignisse der Weltgeschichte: die Jungfrau von Orléans erschien.

Es würde zu weit führen, die wunderbare Geschichte der jungen Kriegerin hier zu erzählen, der das schwerbedrängte Frankreich seine Rettung verdankte. Wir können selbst Gilles de Rais nicht auf Schritt und Tritt durch diesen ganzen Feldzug folgen, in dem er an der Seite der Jungfrau eine so schöne und große Rolle spielte.

In der Tat bilden diese Jahre den lichtesten Abschnitt in dem später so düsteren Leben dieses Mannes, der zu den aufrichtigsten und ergebensten Bewunderern der kriegerischen Hirtin gehörte. Gilles de Rais war es, den König Karl mit der Aufgabe betraute, die Jungfrau zu geleiten und über sie zu wachen auf den Schlachtfeldern. Er hat seine Pflicht auch getreulich erfüllt, er stand an ihrer Seite in Chinon, in Poitiers, in Blois, Orléans und Reims, wo er aus den Händen des Königs den Marschallstab empfing; er verließ sie niemals.

Welche Macht muß die Jungfrau auf die Gemüter ausgeübt haben, selbst auf diese harten und rauhen Männer, die die langen Kriegsjahre wahrlich nicht weicher gestimmt hatten!

Es wird erzählt, daß selbst die großen Herren ihren Worten blind folgten; sie jagten die „fahrenden Fräulein" aus ihrem Lager, rückten hinter dem Banner der Jungfrau unter Gebeten ins Feld, sangen Psalmen und heilige Lieder — selbst auf die Gefahr hin, sich im Fall eines Mißerfolges vor der ganzen Welt lächerlich zu machen. Sie spielten die Handlanger einer sechzehnjährigen Schäferin, die nicht a und b wußte, wie sie selbst erklärte! Aber sie kümmerten sich nicht darum, denn sie glaubten an die heilige Sendung der begnadeten Hirtin.

Die Begeisterung ist allgemein. Die Heerführer bewundern den Heldenmut und die Geschicklichkeit der Gottgeweihten, die Großen folgen ihrer Fahne; der Herzog der Bretagne schickt ihr als Zeichen seiner Anerkennung einen kostbaren Ring; das Volk betrachtet und behandelt sie wie eine Heilige; das Wunder umgibt ihre Wiege und ihre Kindheit, und himmlische Zeichen geleiten ihre Schritte.

Und wie das ganze Heer ist auch Gilles de Rais ihrer verführerischen Macht unterlegen. Er vielleicht noch mehr als alle anderen. Denn sein Gemüt kam dieser „Erscheinung" entgegen. Er liebte das Seltene und Wunderbare. Abergläu-

bisch wie er war, namentlich in seinen späteren Jahren, gewann das Auftreten der Jungfrau für ihn eine ganz besondere Bedeutung; sie wurde für ihn eine Offenbarung, die sein Innenleben tief und stark beeinflussen mußte.

Und war dieser Einfluß nach der einen Seite hin gut und heilsam, so war er nach der andern ohne Frage übel oder wenigstens verhängnisvoll. Denn das Uebernatürliche trat für Gilles de Rais sichtbar in Erscheinung und gewann immer mehr Macht über ihn. Da er an die Jungfrau von Orléans glaubte, glaubte er auch an ihren göttlichen Beruf, an die himmlische Eingebung, die nach ihrer eigenen Aussage alle ihre Entschlüsse und Handlungen leitete. Sie folgte einer Stimme, einer deutlich wahrnehmbaren Stimme: das hat sie zu wiederholten Malen erklärt, auch vor ihren Richtern in Rouen, als sie der Hexerei und Zauberei angeklagt war. Von diesen Stimmen sprach sie in Poitiers, als die Geistlichen sie verhörten, von diesen Stimmen sprach man am Hofe und in ihrer Umgebung.

Jedermann wußte also von dieser höheren Eingebung und niemand besser als Gilles de Rais. Er lebte inmitten des Kriegsvolkes, dessen stete Unterhaltung sich um die sonderbare Er-

scheinung drehte; er war stets in ihrer Nähe, ihrer Gesellschaft, stritt Seite an Seite mit ihr, genoß ihre Freundschaft, ihr Vertrauen.

Sollte er sie bei seinem Wissensdurst und Erkenntnisdrang, bei seiner Neigung für alles Geheimnisvolle nicht nach Ursprung und Herkunft ihrer Eingebung gefragt haben? Die Vermutung liegt allzu nahe. So wurde er bestärkt in seinem Glauben an übersinnliche, verborgene Kräfte und Gewalten, und von dem Glauben bis zu dem Versuch, diese Kräfte selbst zu erproben und sich womöglich dienstbar zu machen, war bei seiner ganzen Anlage kein allzu weiter Weg.

Ein Wendepunkt in seinem äußeren Leben trat ein, als er die Gunst seines Königs verlor und in Ungnade fiel. Die Schuld daran trug er selbst. Durch seine grenzenlose Verschwendungssucht geriet er in Zwiespalt mit den Mitgliedern seiner Familie, die die nötigen Maßnahmen ergriffen, um dem vollständigen Zusammenbruch seines Vermögens vorzubeugen.

Solange die Anverwandten in dem Marschall nur einen Menschen sahen, der für Ehre und Vergnügen sein bares Geld vergeudete, der seine großen Einkünfte für die Launen des Augenblicks hingab, so lange hatten sie geschwiegen.

Als er aber seine Landgüter und Schlösser, seine Wälder und Felder nicht mehr verschonte, seine reichsten Herrschaften für einen Spottpreis verkaufte und sein eigenes wie seiner Frau Vermögen angriff; als die schönsten Teile seines väterlichen Erbes in fremde Hände übergingen, versuchten sie mit Gewalt Einhalt zu tun.

Und endlich erreichten sie vom König, daß Gilles de Rais die Verfügung über sein Vermögen genommen wurde und daß sie selbst gegen die Tollheiten des Verschwenders wie gegen die räuberische Habsucht der falschen Freunde sicher gestellt wurden.

Ehe die nächsten Anverwandten zu diesem äußersten Zwangsmittel griffen, haben sie gewiß alles versucht, um den jungen Marschall zur Vernunft zu bringen: Ermahnungen und Vorstellungen, Bitten und Drohungen. Aber wie es in solchen Fällen geht: Man erreicht das Gegenteil von dem, was man bezweckt.

Was tat Gilles de Rais? Er brach mit seiner ganzen Familie und entfernte nicht nur seine Verwandten, die es gut und ehrlich mit ihm meinten, sondern auch Frau und Kind aus seiner Nähe. Und er wußte wohl, warum. In den Händen gewissenloser Menschen, eine Beute

seiner bösen Gelüste, mußte der Verschwender und Frevler es aus eigenem Nutzen schon ratsam finden, die rechtmäßige Frau entfernt zu wissen, denn je inniger sie von Natur mit seinem Leben verbunden war, desto gefährlicher konnte sie für ihn werden.

Welches Los hätte die unglückliche Frau auch an der Seite ihres Mannes gehabt, der sich schließlich in so grausame und widernatürliche Laster verirrte? War es nicht ein Glück für sie in allem Unglück, daß sie rechtzeitig von ihrem Gatten getrennt wurde und gemeinsam mit ihrer Tochter leben konnte?

Wenn man aber nach dem vorzeitigen Rücktritt des Marschalls Cathérine de Thouars nicht mehr an der Spitze des Hauses findet, so darf man die Ursache nur in der Schuld des Mannes suchen. Dadurch daß Gilles seinen Vertrauten Roger de Briqueville zum Verwalter seines Vermögens machte, gab er sein Vorhaben ja auch deutlich zu erkennen. Er wollte in seinen Entschlüssen nicht beschränkt sein, er wollte nach Belieben schalten und walten, wollte verpfänden und verkaufen, was und wie es ihm paßte. Der Schmeichler gab ihm in allem nach, während die Frau sich naturgemäß widersetzte.

Bevor die beiden Gatten sich trennten, haben sich gewiß wiederholte und schwere häusliche Kämpfe abgespielt, bis die Frau einsehen mußte, daß ihr guter Wille vergeblich war, bis sie alle Hoffnung aufgab. Und aus der Ferne mußte sie zusehen, wie ein ungeheures Vermögen dahinging . . .

Nachdem sie im Verein mit ihrem Schwager René den königlichen Erlaß erreicht hatte, durch den Gilles die Entäußerung seiner Güter untersagt war, trat sie mehr und mehr zurück und verschwand fast im Dunkeln.

Soviel wir wissen, hielt sie sich zuerst in Machecoul auf, dann in Tiffauges und dann eine Zeit lang in Champtocé. Endlich vergrub sie sich ganz in die Einsamkeit und lebte mit ihrer Tochter auf dem Schloß Pouzauges, das der Marschall nie betrat.

Gilles de Rais aber war nun ungehindert, seinen Gelüsten die Zügel schießen zu lassen, und umgab sich mit einem ganzen Heer von Schmeichlern, die seinen zügellosen Leidenschaften Vorschub leisteten und ihn bis aufs Blut aussogen. Durch solche Handlungsweise schuf er sich nur Feinde bei Hof, im Heer, im ganzen Lande, und da er sich von allen verlassen sah, schloß er

sich von der Welt und den Menschen ab, um seine geheimnisvollen Künste zu treiben und aus dem Nichts das Gold herzustellen, das er so nötig brauchte und das ihm anfing auszugehen.

Hiermit beginnt nach dem lichten der dunkle Abschnitt seines Lebens, der in die tiefsten Abgründe menschlicher Grausamkeit und Lasterhaftigkeit führt. Wie verborgen und vergessen lebte dieser unheimliche Mann auf seinen entlegenen Schlössern, um eines Tages die Welt mit seinen furchtbaren Verbrechen zu überraschen und zu entsetzen.

III.

Gilles de Rais auf seinen Schlössern. — Sein Reichtum. — Seine Verschwendung.

Das ganze Leben des Marschalls von Rais läßt sich in vier Abschnitte zerlegen: der erste zeigt den Krieger, den Feldherrn, und es ist der schönste Teil seines Daseins; der zweite den faustischen Menschen, der sein ungeheures Vermögen in unersättlichem Drang nach ewig neuen Empfindungen und Erregungen opfert; der dritte den halt- und zügellosen Schwarzkünstler und krankhaften Wüstling, der förmlich in Blut watet; der vierte endlich den verzweifelten Verbrecher, der, von Gewissensqualen gefoltert, in Reue und Scham zur Einkehr kommt und sich selbst wiederfindet.

Nachdem Gilles de Rais bei dem schwachen und genußsüchtigen König Karl in Ungnade gefallen war, kehrte er der großen Welt den Rücken und zog sich auf seine Besitzungen im westlichen Frankreich zurück.

Damit geriet der Name des vielgefeierten Feldherrn und Mitkämpfers der Jungfrau von

Orléans fast in Vergessenheit. Gilles de Rais verrichtete auf seinen entlegenen Schlössern auch keine Taten, die zur Bewunderung zwangen; er beging im Anfang aber auch nichts, was Schrecken oder Abscheu hätte erregen können.

Zunächst lebte er das Leben des Gelehrten, der die geheimsten Wissenschaften beherrschen möchte, des Künstlers, der für alles Schöne Herz und Sinn hat, des großen Gönners, der gern und wahllos mit vollen Händen gibt. Aber maßlos, wie er war, konnte er sich nicht beschränken und beherrschen; seine Neigungen, im Grunde gut und edel, arteten aus und wurden zu Leidenschaften, die ihn in den Abgrund rissen.

Das Vermögen, das der Schloßherr seinen Neigungen und Vergnügungen opferte, läßt sich heute kaum richtig abschätzen. Gilles de Rais war, wenn nicht der Reichste im ganzen Königreich Frankreich, doch sicher der reichste Großgrundbesitzer des Herzogtums Bretagne. Durch glückliche Heiraten, Verträge und Verbindungen hatte sich das Erbe des alten Geschlechts stetig und sicher vermehrt und vergrößert.

Von väterlicher Seite her besaß Gilles die Baronie und Herrschaft Rais, die mehrere prächtige Schlösser und Pächtereien mit großem Land-

besitz umfaßte. Zu den Hauptplätzen gehörten Machecoul, Saint-Etienne-de-Mer-Morte, Pornic, Princay, Vue, die Insel Buin und viele andere mit ihren Festungen und Schlössern. In Anjou hatte er die Herrschaften Blaison, Chemillé ꝛc., in Poitou La Motte-Achard und La Maurière; in Maine Ambière und Saint-Aubin-de-Fosse-Louvatin; dazu noch mehrere Landgüter in der Bretagne und anderswo, ungerechnet zahlreiche Renten und Einkünfte, die sich auf eine beträchtliche Summe beliefen.

Von mütterlicher Seite erbte er das Haus de la Suze in Nantes, mehrere Schlösser und Herrschaften in Anjou und dazu ebenfalls eine ganze Anzahl von Landgütern und Einkünften der verschiedensten Art.

Zu diesem Vermögen, das er selbst besaß, kamen durch seine Heirat mit Cathérine de Thouars noch große Besitzungen hinzu: so Tiffauges, Pouzauges, Chabanais, Confolens und mehrere andere mit großem und schönem Landbesitz.

Außerdem hatte er von seinen Vorfahren, wie von seiner Frau ebenso kostbare wie wertvolle Gegenstände erhalten: seltene Kleinodien, goldene und silberne Schmuckstücke, reiche Schloß-

einrichtungen, prachtvolles Hausgerät — alle diese Schätze sollen einen Wert von hunderttausend Goldtalern gehabt haben. Seine Einkünfte sind auf dreißigtausend Livres beziffert worden, ohne die andern Abgaben, die er von seinen Pächtern und Bauern bezog, sodaß sein jährliches Einkommen sich auf etwa fünfzigtausend Livres belief.

Dieses Vermögen erscheint um so größer, wenn man erwägt, daß z. B. die Brüder des Herzogs der Bretagne nur ungefähr sechstausend Livres Einkünfte hatten. Wenn man den Wert des Geldes zu jener Zeit in Betracht zieht, so würde das jährliche Einkommen Gilles de Rais' nach unsern Verhältnissen ungefähr zweieinhalb Millionen Franken betragen. Trotzdem brachte er es fertig, dieses Riesenvermögen zu vergeuden und nicht das allein: auch seine kostbaren Liegenschaften und fast sein ganzes Grundeigentum zergingen unter seinen Händen.

Gewiß hatte die Erziehung, die der junge Herr genoß, große Schuld an seinem ausschweifenden Lebenswandel. Sein Großvater hatte es an vielem fehlen lassen. Zu der Schwäche, die der alte Jean de Craon für sein Enkelkind hegte, kam die Schwäche des Greises.

Ferner war Gilles von Jugend auf von Schmeichlern umgeben, die ihn dadurch auszunutzen verstanden, daß sie ihm in allem nachgaben. Niemand widersetzte sich seiner gefährlichen Neigung, bei jeder Gelegenheit aufzutreten und zu glänzen, seinem eitlen Ehrgeiz, es an äußerem Aufwand den Prinzen von Geblüt, ja dem König gleichzutun.

Als Marschall von Frankreich und später auf seinen Schlössern umgab er sich ganz wie ein regierender Fürst mit einem eigenen kriegerischen Hofstaat. Er unterhielt auf seine Kosten eine Leibwache von zweihundert Berittenen, Kavallerie, Pagen, Stallmeister ꝛc., die er alle auf das prächtigste kleidete und ausrüstete; es war ein glänzender Hof, den sich selbst die Prinzen nicht leisten konnten.

Alle diese Leute, die wieder ihre besondere Bedienung hatten, brauchten sich weder um sich noch um ihr Haus zu kümmern, sie standen im Sold des Marschalls und wurden tüchtig bezahlt. Von ihm empfingen sie Leben und Unterhalt, und es gab keinen besseren Tisch als den Gilles de Rais', an dem jeder willkommen war. Der große Herr setzte seinen Stolz darin, einen Hof zu halten, der seiner würdig war, oder wie

man schon damals sagte, „über seine Stellung hinausging".

Eine der seltsamsten Grillen dieses Mannes war seine Privatkapelle. Man traf in seinen Schlössern Machecoul und Tiffauges eine ganze Geistlichkeit beisammen: einen Bischof, Archidiakonus, Vikar, Kaplan, eine Anzahl Sänger, Chorknaben ꝛc. Und dieser Zug, der mit den Bedienten aus ungefähr fünfzig Leuten bestand, begleitete den Marschall, wie sein kriegerisches Gefolge, auf allen seinen Reisen.

Und alle saßen zu Pferd, und alle lebten auf Kosten ihres Gönners. Seine Großmut ihnen gegenüber hatte nicht Maß noch Ziel: er schenkte ihnen die teuersten Pferde und Zelter, sie wurden alle nach ihrem Amt und ihrer Würde bezahlt, aber alle mit lächerlicher Freigebigkeit. Es fanden sich mehrere unter ihnen, die jährlich einen ganz bedeutenden Gehalt bezogen.

So kostete ihr Unterhalt ganz beträchtliche Summen. Bei feierlichen Gelegenheiten trugen sie lange, bis auf die Erde schleppende Gewänder aus feinsten Stoffen und mit dem kostbarsten Federschmuck und Pelzwerk, und für die Reise ließ er ihnen besondere Kappen machen und kurze

Mäntel, damit sie bequemer zu Pferde saßen. Nach zeitgenössischem Zeugnis sah man nicht in der Hauskapelle eines Prinzen noch des Königs von Frankreich eine solche Pracht, einen so unsinnigen Ueberfluß.

Es werden kaum glaubliche Einzelheiten von dem Aufwand erzählt, den er für seine Kapelle trieb. Wenn er z. B. einen fremden Geistlichen in seine Dienste nehmen wollte, so scheute er nicht die reichsten Geschenke, um ihn an sich zu ziehen. Hörte er von einer schönen Männer- oder Knabenstimme in irgend einer noch so entfernten Kirche, so bot er seinen ganzen Einfluß und seinen ganzen Reichtum auf, sie zu gewinnen. So gab er einem Knaben mit Namen Nachtigall, den er sich aus Poitiers geholt hatte, ein Landgut in der Nähe seines Schlosses Machecoul und dessen Eltern obendrein ein ansehnliches Geldgeschenk.

Demgemäß war auch der ganze Gottesdienst eingerichtet. Zahlreich und aus den teuersten Seidenstoffen waren die golddurchwirkten Meßgewänder und Bekleidungstücke seiner Geistlichen, und er mußte alles doppelt und dreifach bezahlen, denn Feilschen war seine Sache nicht, und die Kaufleute und Händler kannten seine Schwächen und wußten sie auszunutzen. So soll er

bei einer Gelegenheit für drei Goldkappen, die nicht mehr als 4000 Taler wert waren, 14 000 gegeben haben.

Hierzu kam der ganze prächtige Kirchenschmuck, die Weihgefäße, Hand- und Altarleuchter, Weihrauchgefäße, Kelche, Hostiengefäße, Reliquien ꝛc., die meist aus Gold oder Silber bestanden und mit den seltensten Steinen geschmückt waren. Er hatte einen eigenen Goldschmied in seinen Diensten, der nur für ihn arbeitete.

Um die Pracht der kirchlichen Feierlichkeiten noch zu erhöhen, ließ er sich mehrere große und kleine Orgeln bauen, die damals bedeutende Summen kosteten. Mehr als alle anderen Künste liebte er die Musik, sodaß er sie niemals entbehren konnte und wollte. So kam er auf den Gedanken, sich tragbare Orgeln anfertigen zu lassen, die ihn auf seinen Fahrten begleiten konnten. Sie waren so schwer, daß sie von sechs starken Männern auf den Schultern getragen werden mußten.

Aber die ganze Pracht diente nicht zu Ehren eines Gottes. Gilles de Rais dachte nicht daran, damit ein wohlgefälliges Werk zu tun. Alles war äußerlicher Schein, leerer Glanz, Blendwerk fürs Auge und diente nur dazu, seine maßlose

Eitelkeit zu befriedigen. Man sollte nicht den Höchsten, man sollte nur den Menschen sehen, der alle die Wunder mit seinem Golde bezahlte.

Eine andere Liebhaberei Gilles de Rais', die gleichfalls Unsummen verschlang, war seine Leidenschaft für das Theater. Hier fand sein Hang, zu glänzen und sich feiern zu lassen, immer neue Nahrung. Dem kirchlichen Schauspiel folgte das weltliche. Der Marschall kannte kein größeres Vergnügen, als von den großen Feiern und Festlichkeiten, aus den Domen von Nantes, Angers und Orléans an schönen Frühlings- und Sommertagen zu den prächtigen und mannigfachen Bühnenspielen zu ziehen. Das geräuschvolle Leben und Treiben der ganzen Veranstaltungen, das Lärmen der Volksmenge, der Beifall der Zuschauer, die lauten Freudenäußerungen der geladenen Gäste, die durch reichlichen Weingenuß erhöhte Stimmung — all das war nach seinem Sinn und gewährte ihm Befriedigung.

Im großen und ganzen teilte sich die mittelalterliche Bühnendichtung bekanntlich in zwei Gattungen: in kirchliche und weltliche Schaustücke. Das kirchliche Schauspiel behandelte anfangs nur Stoffe aus der heiligen Schrift und sollte zur

Belehrung wie zur Erbauung des Volkes dienen; es erweiterte sich aber später und zog auch die vaterländische Geschichte in seinen Kreis. So war ein in Frankreich allbeliebtes Schaustück „Das Mysterium von der Belagerung von Orléans", das vor 1440 entstand und eine ungeheure Zurüstung erforderte.

Die weltlichen Spiele waren zum Teil ausgelassene, zum Teil mehr als derbe Späße, die die Volksmenge unterhielten und belustigten.

Zur Aufführung und Darstellung dieser verschiedenen Stücke hatten sich eigene Gesellschaften gebildet, so die „Clercs de la Besoche" in Paris, die das geistliche, und die „Enfants Sans-Souci", die das weltliche Schauspiel pflegten.

Beide Vereinigungen waren dem Marschall von Frankreich stets willkommene Gäste. Er nahm sie sogar in seine Dienste und ließ sie auf seine Kosten nach Orléans, Angers oder selbst auf sein Schloß Tiffauges kommen. Und damit war er noch nicht zufrieden: er mußte für sich allein eine ganze Schauspielgesellschaft haben wie einen eigenen Kriegsstaat, eine eigene Hauskapelle, damit er sich jederzeit vorführen lassen konnte, was und wie es ihm behagte.

Auch hierin wollte er es den Purpurgeborenen gleichtun. Man weiß, daß zu jener Zeit die französischen Städte eine besondere Pracht entfalteten und große Schaustellungen gaben, wenn Prinzen oder Prinzessinnen ankamen oder ihren Einzug hielten.

Ein gleiches tat Gilles de Rais. Auch er ließ häufig Schaustücke aufführen, um dadurch den Städten seine bevorstehende Ankunft anzuzeigen.

Und nun die Kosten, die solche Vorstellungen erforderten. Zuerst die Kostüme für die Schauspieler, und sie waren so prächtig, wie nur irgend möglich — alle ohne Ausnahme, denn der geschichtlichen und künstlerischen Wahrheit zum Trotz gingen damals auf den weltbedeutenden Brettern die Diener und Bettler ebenso prunkvoll gekleidet, wie die Fürsten und Großen.

Dem Marschall war es ja auch nicht darum zu tun, irgend welche Ereignisse darstellen zu lassen, sondern vor allem seinen Reichtum zu zeigen. Und wie viele Kostüme verlangte oft ein einziges Stück. Das bereits erwähnte „Mysterium von der Belagerung von Orléans" zählte nicht weniger als fünfhundert Schauspieler!

Und wenn alle diese kostbaren Gewänder vernunftgemäß verwendet wären. Aber sie wur-

den nur für ein Schaustück benutzt; für ein neues Spiel mußten auch neue Kostüme angefertigt werden. „Jedesmal, wenn er spielen ließ," heißt es von ihm, „ließ er auch, dem Stoff gemäß, neue und eigene Kleider machen". Und das geschah sehr häufig, denn der Abwechslung halber brachte de Rais die verschiedensten Stücke zur Aufführung, um sich immer von neuem bewundern zu lassen.

Hierzu muß man die ganze Einrichtung der mittelalterlichen Bühne rechnen, die die ausgedehntesten und kostspieligsten Vorbereitungen verlangte. Die Vorstellungen gingen nicht in geschlossenen Räumen, wie bei uns, vor sich, sondern unter freiem Himmel, und für jede Vorstellung mußten eine eigene Bühne und besondere Zuschauerplätze errichtet werden.

Man kann danach ermessen, welche Summen eine einzige Vorstellung verschlang. Es gab Aufführungen, die dem Veranstalter vierzig- und fünfzigtausend Franken kosteten.

Wenn einige Stände, die das Bühnenspiel liebten, oder größere Städte, die einen eigenen Ausgabestock dafür hatten, derartige Aufführungen darboten, so deckten im allgemeinen die Einnahmen die Auslagen. Denn auch im Mittel-

alter mußte man ein Eintrittsgeld entrichten und zwar ein ziemlich hohes. Man bezahlte für einen Logensitz nach unserm Gelde ungefähr 85 Franken, während die letzten Plätze etwa einen Frank kosteten — eine recht beträchtliche Summe, wenn man die Armut des Volkes bedenkt.

Gilles de Rais aber war großherziger als alle Stände und Gemeinden seines Vaterlandes: seine Bühne war für alle, der Eintritt stand jedermann frei.

Es ist leicht begreiflich, daß die Zuschauer zu diesen Festen von allen Seiten, von nah und fern in Mengen herbeiströmten. Die allgemeine Leidenschaft für diese Art Schaustellungen war um diese Zeit in Frankreich so groß, daß die Menschen ihre Arbeit beiseite warfen und alles Werktagelend vergaßen. Ja, es kam vor, daß die Behörden bei solchen Gelegenheiten jede Beschäftigung verboten und die Bevölkerung bei Androhung von Strafen zwangen, sich an den Belustigungen zu beteiligen.

Und Gilles de Rais, nicht zufrieden mit der Veranstaltung von Vorstellungen, gab dem versammelten Volk obendrein große Bankette, damit niemand zu darben brauchte. Mächtige Tische waren im Freien aufgestellt, die die

Fleischspeisen und Erfrischungen aller Art kaum zu tragen vermochten, und der Wein floß in Strömen, „als ob es Wasser wäre."

So verstreute Gilles de Rais seine Reichtümer mit vollen Händen. Und er verschwendete nicht nur für sich, für seine Unterhaltungen und Vergnügungen, seinen Hofstaat, seine Hauskapelle und sein Schauspiel. Er war ebenso freigebig gegen gänzlich Fremde und Unbekannte, die sich an ihn drängten und ihn auszubeuten verstanden. Sein Haus war jedem Ankömmling geöffnet, aus welchem Land und in welcher Lebenstellung er auch war; zu jeder Stunde des Tages konnte der Reisende sich an seinen Tisch setzen und essen und trinken nach Herzenslust.

Es kam vor, daß er Menschen vollständig ausrüstete und reich beschenkte, die er gar nicht kannte, die er nie gesehen hatte — nur um zu blenden, um von sich reden zu machen. Nichts hielt er wert und lieb, nicht Gold und Silber, nicht Kleinodien und Schmuckstücke. In seinen Geschenken machte er ebenso wenig Unterschied, wie in seinen Günstlingen.

So ist es kein Wunder, wenn er von Leuten umgeben war, die nur seine Freigebigkeit,

seine stets offene Hand angezogen hatte. Ihm galt es gleich, woher sie kamen, wohin sie gingen, wenn sie nur lustige, fröhliche Gesellen waren, die ihm die Stunden kürzten und seinen Narreteien schmeichelten. Ueberall, wo er sich aufhielt, in seinen Schlössern Tiffauges und Machecoul, in Nantes, Angers und Orléans, hatte er solches Gesindel um sich, das ihn ausplünderte und aussog bis aufs Blut.

Aber es genügte ihm nicht, auf seinem eigenen Grund und Boden den unumschränkten Herrn zu spielen; er unternahm immer größere und kleinere Reisen, um sich den erstaunten Völkern zu zeigen. Obwohl er feste Plätze, Schlösser und Landsitze in der Bretagne, in Poitou und Anjou besaß, mußte er sich von Zeit zu Zeit in größeren Städten sehen lassen, in Nantes, Angers, Bourges, Montlucon und besonders in Orléans. Und niemals machte er sich mit kleinem Gefolge auf den Weg, sondern immer mußten ihn sein ganzer Hofstaat, seine Hauskapelle und zahllose Dienerschaft begleiten.

Bei diesen Reisen, die mit der Zeit Millionen verschlangen, kam es vor, daß ihm die Barmittel zum Unterhalt all dieser Menschen ausgingen und daß er gezwungen wurde, große

Summen zu borgen und die wertvollsten Besitzungen zu verpfänden. Auf seinen Landgütern hatte er alles, was er brauchte, aber in entfernten Gegenden mußte er alles kaufen, und um sich das nötige Geld zu verschaffen, schreckte er vor keinem Vertrag zurück, und mochte es für ihn noch so nachteilig sein.

Die vielen Besitzungen, die tausende einbrachten, hat er für drei- oder vierhundert Livres verpfändet, und nicht auf kurze Zeit, sondern häufig auf eine ganze Reihe von Jahren. Dem einen verschrieb er den Ertrag seines Getreides, dem andern die Weinernte, dem dritten die Einkünfte einer ganzen Herrschaft. So kam es dahin, daß er selbst Korn und Wein kaufen, daß er einen Besitz um den andern veräußern mußte, um sich das nötigste zum Leben zu verschaffen.

Schließlich borgte er von allen, die sich bereit finden ließen: von Edelleuten, Bürgern, Gastwirten, Kaufleuten, ja sogar von seinen eigenen Dienern und Freunden, die sich von seinem Gut bereichert hatten. Und wenn er das ersehnte Geld hatte, zerfloß es gleich wieder in seinen Händen. Er gab es weg, ohne Rechenschaft zu verlangen, ohne zu fragen, wo es blieb.

So schmolz in wenigen Jahren sein ungeheurer Reichtum in nichts zusammen, war sein Riesenvermögen vertan, ohne daß seine Wünsche gesättigt waren, und da er sich auf andere Weise keine Mittel mehr verschaffen konnte, ging er daran, seine Besitztümer, Möbel, Kunstgegenstände, Schmuckstücke, überhaupt alles Wertvolle zu veräußern.

Jedoch viel zu stolz, sich selbst mit den Verkäufen zu befassen, übertrug er alles seinen guten Freunden, die bei diesen Geschäften wieder ihren Vorteil fanden. Er gab ihnen unbeschränkte Vollmacht, verbrieft und versiegelt, daß sie schalten und walten konnten ganz nach Belieben.

Und er gab nicht nur tote Gegenstände völlig in ihre Hand, er überließ ihnen auch sein eigen Fleisch und Blut; einer seiner gefährlichsten Vertrauten, der bereits genannte Roger de Briqueville, erhielt freie Verfügung über seine einzige Tochter, sie zu vergeben und zu verheiraten, mit wem er wolle.

Auch dem König bot der Baron Trotz. Der Erlaß Karls VII., den seine Angehörigen erwirkt hatten, verbot dem Marschall, seinen Grundbesitz zu veräußern und seine Güter zu verkaufen, verbot zugleich jedem andern, mit ihm

irgendwelche Verträge abzuschließen. Den Hauptleuten und Befehlshabern in den Festungen und Schlössern, die Gilles de Rais noch verblieben, wurde unter Androhung der schwersten Strafen untersagt, diese Plätze Fremden zu überlassen. Und dieser Erlaß wurde zur öffentlichen Kenntnis gebracht und in den beteiligten Ortschaften und Gegenden ausgerufen.

Da aber der Konnetabel sich dem königlichen Gebot nicht fügte, griffen die Anverwandten, um das letzte zu retten, zu den Waffen und warfen sich in die Hauptplätze, die Gilles de Rais noch besaß. Diesem Schritt konnte der Marschall nicht müßig zuschauen.

Sein Zorn und noch mehr seine Furcht stiegen aufs höchste. Er mußte um jeden Preis versuchen, die Plätze wieder in seine Gewalt zu bekommen, denn diese Steinmauern und Türme bargen furchtbare Geheimnisse, deren Entdeckung ihn das Leben kosten mußte.

IV.

Gilles und die Geheimwissenschaften. — Seine Vertrauten. — François Prelati. — Goldmacherkunst und Zauberei. —

Der maßlose Aufwand, den Gilles de Rais trieb, seine unsinnige Verschwendung und Großmannsucht diente gewiß in erster Reihe dazu, seinem eitlen Herzen Genüge zu tun. Er mußte Aufsehen machen und der Menge immer neue Gelegenheit geben, von sich, seinem Reichtum und seiner Freigebigkeit zu reden: das war ein angeborener Hang, der immer wildere Auswüchse trieb, da er nicht beizeiten beschnitten wurde.

Aber sein Auftreten hatte noch einen anderen Grund. Er wollte nicht nur, er mußte die Menschen auch blenden, er mußte ihnen Sand in die Augen streuen, damit sie blind blieben und ihn nicht in seinem wahren Licht sahen. Wenn er so viel hervortrat, so zeigte er sich auf der einen Seite nur, um sich auf der andern zu verdecken. Und was hatte er nicht zu ver-

bergen und zu verstecken in seinen dunklen, verschwiegenen Schlössern!

Aber seine Berechnung war richtig, und Jahre hindurch ließ sich die Welt von dem mächtigen und großmütigen Herrn täuschen. Wer konnte diesem Manne zutrauen, verbotene Künste zu treiben, der sich zur Ehre Gottes eine eigene Hauskapelle hielt und alle großen Kirchenfeste mit solchem Gepränge feierte? Welche Stimme aus dem Volke konnte diesen Mann eines Verbrechens zeihen, der soviel für das Volk tat, der in verschwenderischer Weise für seine Vergnügungen und Belustigungen sorgte, der es an endlosen Tafeln gastlich bewirtete? Niemand konnte auf den Gedanken kommen.

Und Gilles de Rais? Wie gelangte er zu seiner traurigen Berühmtheit? Wie entwickelte sich aus dem kräftigen und gesunden Manne, aus dem gefeierten Kriegshelden, der einst seines Vaterlandes Stolz war, jener krankhafte und furchtbare Verbrecher, dessen Namen man nur mit Grauen nannte, der ein lähmendes Schreckbild für Mütter und Kinder wurde?

Wie ein Werden und Wachsen alles Lebendigen gibt es auch in der Geschichte des einzelnen Menschen keine unvermittelten Uebergänge

und Sprünge, die sich nicht erklären ließen. Wo sich tiefe Abgründe und Klüfte auftun, die ein Wesen zu spalten scheinen, fehlt unserm Auge nur die Schärfe, die verbindenden Brücken zu erkennen.

So auch bei diesem widerspruchsvollen und rätselhaften Menschen. Hinzu kommt, daß uns Jahrhunderte von jener Zeit trennen, daß das Denken und Fühlen am Ausgang des Mittelalters uns fremd ist. Wir sehen das ganze Leben der Vergangenheit wie durch einen Nebel und können uns ihre Gestalten, Männer und Frauen, nicht so klar vorstellen, wie unsere Zeitgenossen, wie die Menschen, die wir aus eigener Anschauung kennen.

Und doch liegt das Innenleben Gilles de Rais' nicht wie ein verschlossenes Buch vor uns. Die Geschichte hat uns genug Zeugnisse aufbewahrt, die uns von dem offenen wie geheimen Tun dieses unseligen Geistes, von den lichten Taten wie den dunklen Lastern erzählen. War er doch auch ein großer Vasall, der lange Zeit in der Oeffentlichkeit und an weithin sichtbarer Stelle stand, dessen Kriegsfahrten und Waffentaten im Kampf gegen die Engländer weit und breit bekannt und in aller Munde waren.

So können wir uns, trotz der zerstörenden Arbeit der Jahrhunderte, ein genaues Bild seines Wesens machen und den Schritten des Jünglings, der so hohe Erwartungen weckte, bis zum letzten Gang des reifen Mannes folgen.

Auch über Gilles de Rais gewannen Laster und Verbrechen nicht mit einem Schlage die Oberhand. Langsam und zögernd betrat er die abschüssige Bahn, und langsam glitt er tiefer und tiefer hinab. Angeborene Neigung und äußere Umstände kamen zusammen.

Als er alle seine Schätze einer maßlosen Eigenliebe geopfert hatte, suchte er nach neuen Einnahmen. Und so oft es ihm auch gelang, so oft er sich zu helfen wußte, schließlich versiegten die Geldquellen.

Er stand vor dem Zusammenbruch, er war ein toter Mann, wenn er sich das unentbehrliche Geld nicht verschaffen konnte, denn das Geld bedeutete für ihn Leben und Genuß, Glanz und Macht. Und da er keinen Ausweg mehr sah, da er auf natürliche Weise nicht zu Wohlleben und Reichtum gelangen konnte, versuchte er es mit übernatürlichen Kräften. Er warf sich den geheimen Wissenschaften in die Arme, der Goldmacherkunst und der Zauberei.

Beide blühten um diese Zeit, wie in ganz Europa, so auch in Frankreich. Der allgemeine Bildungzustand bot ein trauriges Bild. Einem geistigen Aufschwung ohne Gleichen war ein kläglicher Niedergang gefolgt. Vielleicht zeigt die gesamte französische Geistesgeschichte keinen ähnlichen Tiefstand wie um diese Zeit, da das Mittelalter zur Neige ging und die Renaissance sich langsam vorbereitete.

Und doch waren zwei glanzvolle Jahrhunderte voraufgegangen, in denen Kunst und Wissenschaft sich blütenreich und vielversprechend entfaltet hatten. Wo unter dem heiligen Ludwig in Paris die Hochschule der Sorbonne entstanden war, wo Thomas von Aquino und zwanzig berühmte Lehrer die lernbegierige Jugend der ganzen Welt anlockten; wo Villehardouin und Joinville, die Väter französischer Geschichtskunde, ihre Chroniken schrieben; wo eine eigenartige Dichtkunst entstand, die sich England, Deutschland und Italien zu erobern wußte.

Aber diese Blüte war nicht von Dauer. Der Krieg zerstörte, was der Frieden geschaffen hatte. Die Engländer überschwemmten Frankreich, und in dem jahrhundertlangen Kampf um die Unabhängigkeit des Vaterlandes, in der steten Angst

um das eigene Leben, in der täglichen Sorge um die nötigsten Bedürfnisse konnte nichts Schönes mehr gedeihen, mußten Kunst und Wissenschaft ersticken, konnten höhere Regungen sich nicht entwickeln.

Die Menschheit sank wieder in einen Zustand geistiger Dumpfheit und Stumpfheit zurück, und die finsteren Mächte, die schon von der erwachenden Aufklärung gebannt schienen, gewannen wieder die Oberhand über Herz und Seele. Aber- und Wunderglaube griffen von neuem um sich, Hexen- und Zauberwesen schossen noch einmal üppig ins Kraut.

Das Erscheinen der Jungfrau von Orléans gab diesen Bestrebungen neue Nahrung. Hatte das kämpfende Hirtenmädchen nicht himmlische Stimmen gehört, deren Befehlen sie gefolgt war? War die junge Kriegerin nicht mit übernatürlichen Kräften begabt? Stand sie nicht mit höheren Mächten in Verbindung, die sie von Sieg zu Sieg führten? Der Erfolg gab ihr Recht.

So war es kein Wunder, wenn auch ein Mann wie Gilles de Rais zu den Geheimwissenschaften als seinem letzten Rettungsanker griff. Da die natürlichen Kräfte ihm nicht mehr helfen konnten, versuchte er es mit den übernatürlichen,

die ihm Wissen, Reichtum und Macht verhießen. Goldmacherkunst und Zauberei sollten seine Träume verwirklichen.

Voll von brennendem Eifer vertiefte er sich zuerst in die erlaubten Wissenschaften, die jedem zugänglich waren, und da sie ihm nur Enttäuschung statt Befriedigung seiner Genüsse boten, ging er bald zu den verbotenen über.

Damit begann sein Verderben. Denn seinem herrischen und leidenschaftlichen Wesen nach blieb er auf dem gefährlichen Wege nicht stehen, den er einmal beschritten hatte. Er ging weiter und weiter, von innerem Verlangen wie von äußerer Notwendigkeit getrieben, bis zum allerletzten Ende. Ihn schreckte kein Blut, kein Verbrechen, kein Mord mehr. Er selbst hat vor seinem schrecklichen Tode gestanden, daß er mehr begangen habe, als irgend ein Mensch vor ihm.

Das erste Zauberbuch, das Gilles in die Hände bekam, soll ihm von einem Soldaten gegeben worden sein, der wegen Ketzerei im Schloß von Angers gefangen saß. Die Schrift handelte zugleich von der Goldmacherkunst und von der Geisterbeschwörung und enthielt Vorschriften der beiden Geheimwissenschaften. Der Marschall las sie eifrig und begierig, gab sie

auch andern von seiner Umgebung und kam oft selbst ins Gefängnis, um sich insgeheim mit dem Soldaten zu unterhalten.

Vielleicht wurde dieses Buch für Gilles de Rais eine Offenbarung; es enthüllte ihm zum erstenmal das Geheimnis, Gold zu machen, dessen er so sehr bedurfte.

In der selben Stadt hatte er ein anderes Erlebnis, das ebenfalls mit seinen verborgenen Wünschen und Neigungen zusammenhängt und nicht einer gewissen Heiterkeit entbehrt. In einem Gasthof der Stadt hörte der Marschall von einem Goldschmied, der in der Kunst des Goldmachens erfahren und berühmt sein sollte.

Gilles schickte seinen Vertrauten, Eustache Blanchet, ab, um den Wundermann sofort herbeizuholen. Der Goldschmied erschien. Gilles gab ihm eine Mark Silber und trug ihm auf, damit seinen Versuch zu machen, und schloß ihn in ein Zimmer des Gasthofs ein.

Der gute Handwerker war aber ohne Frage geschickter im Trinken als im Goldmachen. Denn obwohl er eingesperrt war, fand er doch Mittel und Wege, sich Wein zu verschaffen. Er setzte sich also hin, betrank sich und schlief ein.

Als der Marschall, begierig, das Ergebnis der Versuche zu sehen, das Zimmer wieder betrat, lag sein Goldschmied lang auf der Erde. Voll Zorn nahm de Rais ihn bei den Schultern und warf ihn vor die Tür: „Hinaus, Du Trunkenbold! Hinaus, Du Schwachkopf, Du alter Esel! Ich lach über Dich! Laß Dich anderswo hängen!" Und schleunigst machte sich der Goldschmied auf den Weg, gewiß froh, daß er noch so glücklich davongekommen war.

Aber dieses Mißgeschick konnte Gilles nicht abschrecken. Im Gegenteil, immer von neuem suchte er nach Wundermenschen, die sich auf die Geheimwissenschaften verstanden, und scheute kein Opfer, sie für sich zu gewinnen. Sein eigenes Vaterland reichte nicht aus. Da er gehört hatte, daß in entfernten Ländern, namentlich in Deutschland und Italien, die große Kunst, Gold zu machen, blühte, schickte er seine vertrautesten Freunde in die Fremde. Er gab ihnen Geld über Geld, damit sie nicht nur die weiten, kostspieligen Reisen bestreiten, sondern auch die großen Gelehrten von den Ufern des Rheins und des Pos mit ihren Schätzen blenden könnten.

So eilten denn die Geladenen von allen Seiten herbei, und wer war stolzer als der Mar-

schall auf diesen Erwerb, den kein Fürst und kein König mit ihm gemein hatte?

Die spätere Anklageschrift gegen Gilles de Rais hat uns die Namen der Meisten aufbewahrt, die er sich aus der Fremde hatte holen lassen. Fast alle waren Italiener wie Antoine de Palerne und François Lombard. An erster Stelle aber stand der Florentiner François Prelati, der den größten und unheilvollsten Einfluß auf den Marschall ausübte.

Wie war Gilles zu diesem Mann gekommen? Auf eine ziemlich seltsame Art und Weise. Denn Prelati gehörte nicht zu den berühmten Leuchten der Geheimwissenschaften, die allen Eingeweihten bekannt waren, er lebte vielmehr ganz im Dunkeln, als er die Bekanntschaft des französischen Marschalls machte.

Um die Mitte des Jahres 1438 traf nämlich in einem Gasthof in Florenz Eustache Blanchet einen jungen Italiener. Sie saßen an einem Tisch und kamen bald miteinander ins Gespräch. Bald fanden sie Gefallen aneinander, wurden gute Freunde und lebten lustig drauf los. Denn der Fremde hatte die Taschen voll Geld.

Eines schönen Tages brachte der Franzose, offenbar nicht ohne Absicht, die Unterhaltung

auf gelehrte Dinge, auf Dichtung und Kunst und endlich auf die geheimen Wissenschaften.

„Versteht Ihr Euch auf die Goldmacherkunst?“ fragte dabei der Franzose seinen neuen Freund.

„Gewiß,“ antwortete der Italiener.

„Auch auf die Beschwörung von Geistern?“

„Ebensogut.“

„Wenn es so ist, wollt Ihr mir nach Frankreich folgen?“

„Sehr gern. Ich habe sogar in der Bretagne, in Nantes, einen Vetter, namens Martel, den ich sehr gern wiedersehen würde.“

„Nichts trifft sich glücklicher,“ meinte der Franzose, „ich kenne in dieser Gegend einen großen Herrn, den Baron de Rais, der einen in den geheimen Wissenschaften erfahrenen Mann sehr gern um sich haben möchte. Wenn Ihr wirklich in diesen göttlichen Künsten bewandert seid und mit mir kommen wollt, wird er Euch gewiß mit offenen Armen empfangen.“

„Abgemacht!“ sagte zum Schluß der Italiener, „ich verpflichte mich, in drei Monaten den zum reichen Manne zu machen, der mich gut aufnimmt.“

So kam denn Prelati nach dem Schloß Tiffauges, das Gilles de Rais zum Schauplatz seiner geheimen Tätigkeit erwählt hatte.

Eine große geheime Werkstatt wurde in den verschwiegenen Räumen errichtet. Man baute die Herde und kaufte für teures Geld die nötigen Gerätschaften, die Künstler wurden mit Gold und den kostbarsten Stoffen versorgt.

Nichts entging ihren forschenden Blicken. Das Quecksilber, das der Meister all dieser verborgenen Arbeiten gern „lebendiges Silber" nannte und aus dem die berufsmäßigen Alchimisten durch Verdichtung wirkliches Silber und sogar Gold zu gewinnen hofften, rollte in den Tiegeln: es gefror und gab sich willig zu allen Launen der Einbildungskraft her; für die übereifrigen Forscher gab es kein Geheimnis mehr; das dunkle Zauberbuch der Alten hatte sich endlich erschlossen.

Schon bildete sich auf dem Grunde des Hexenkessels als Ziel aller Wünsche und aller Sehnsucht das mühsame Werk von so viel Arbeit und Geduld, Geist und Fleiß, die heiß ersehnte Mischung aus Gold und soviel niedrigen Metallen: der Stein der Weisen!

Mit wahnsinnigem Entzücken verfolgte Gilles das Gebilde, er ließ kein Auge von dem Tigel und wartete auf die Vollendung. Er hat erreicht, was er wollte! Alle seine Hoffnungen und Träume erfüllen sich! Er hat Gold, soviel er begehrt, und das Gold wird nie ein Ende nehmen . . .

Durch ein dumpfes Geräusch wird der Glückliche aus allen seinen Himmeln gerissen — der Marschall selbst hat es später voll Verzweiflung erzählt. Vom Schloßturm meldet die Wache einen Trupp Bewaffneter. Man klopft und begehrt Einlaß.

In kochender Wut vernimmt Gilles, daß der Dauphin von Frankreich vor den Toren steht und Gastrecht heischt. Welch niederschmetternde Nachricht! Noch waren die Gesetze Karls V. gegen die Alchimisten in Kraft, und der Schloßherr war mitten in den verbotenen Versuchen.

Er konnte und mußte entdeckt werden, wenn er nicht die verräterischen Zeugen seiner Tätigkeit sofort vernichtete oder wenigstens vor fremden Augen verbarg. Es wurden dann auf seinen Befehl in aller Eile die Herde umgestürzt und die Gerätschaften zerbrochen, während er selbst,

einen Fluch auf den Lippen, hinauseilte, um den königlichen Gast zu begrüßen.

Was wollte der Sohn Karls VII. in Schloß Tiffauges? Darüber ist keine Nachricht auf unsere Zeit gekommen. Wir wissen auch nicht, was zwischen dem früheren Kronfeldherrn und dem unzufriedenen Königsohn, der zur Empörung gegen seinen Vater rüstete, unter vier Augen verhandelt worden ist. Man kann nur annehmen, daß der spätere Ludwig XI. den berühmten Kriegsmann für sich gewinnen und ihn auf seine Seite ziehen wollte. Aber Gilles de Rais wies alle lockenden Anerbieten zurück und hielt sich von dem Kampf zwischen Vater und Sohn fern.

In seinen schönsten Hoffnungen getäuscht, ließ sich Gilles de Rais von diesem Mißerfolg doch nicht entmutigen. Nach der Abreise des Gastes nahm er die Versuche mit doppeltem Eifer, aber mit einem Gefühl der Bitterkeit wieder auf. Im Augenblick, wo er das Geheimnis, Gold zu machen, schon sicher zu besitzen glaubte, war es ihm entschlüpft — war das nicht eine schlimme Vorbedeutung, ein verhängnisvolles Zeichen?

In Zukunft sicherte sich der Schwarzkünstler jedenfalls gegen unvermutete Ueberfälle und ungebetene Gäste. Die Versuche wurden nicht, wie

bisher, in einem Raum des Schlosses, sondern außerhalb der Mauern angestellt. So konnte man nicht gestört werden und in aller Ruhe an einem Werk arbeiten, das Schweigen und ununterbrochene Arbeit verlangte.

Bei der Kirche des heiligen Nikolaus in Tiffauges wohnte eine alte Frau mit Namen Perrota. Sie war ohne Frage eingeweiht in die Geheimnisse und Vergnügungen des Schloßherrn, denn sie ging bei ihm aus und ein. Ihr Haus lag abseits von den andern Gebäuden in nächster Nähe des Schlosses und stand auf einem Hügel, der die Uebersicht der Umgebung gestattete.

In einem besonderen Zimmer dieses Hauses beschlossen Gilles de Rais, François Prelati und der Pariser Goldschmied Jean Petit, der ebenfalls zu dem Kreis gehörte, ihr Werk fortzusetzen. Die Versuche wurden mit allem Eifer betrieben und nahmen lange Zeit in Anspruch. Hin und wieder versammelten sich die vertrautesten Genossen des Barons um ihren Meister, aber gewöhnlich arbeitete Prelati allein. Nur der Marschall besuchte häufig die geheime Werkstatt und erkundigte sich voll gespannter Erwartung nach den Fortschritten. Er kam zu allen Tageszeiten,

bald in der Frühe bei Sonnenaufgang, bald des Abends bei sinkender Nacht.

Was unternahmen die beiden allein in den verschlossenen Räumen? Machten sie nur Versuche, um das kostbare Geheimnis, Gold herzustellen, zu entschleiern? Oder trieben sie die dunklen Künste der mittelalterlichen Zauberer, die unter dem Gemurmel kabalistischer Formeln auf dem Boden Striche und Kreise zogen, die als Priester eines verborgenen Kultus mit nackten Füßen, einen Goldreifen um die Stirn, beim flackernden Schein von zwei Wachskerzen ihren Götzendienst vor einem Altar verrichteten, auf dem die geweihte Karte ausgebreitet lag? Die in den Schmelztiegel, in den Schoß der Erde hineinhorchten, um das Pochen und Zucken des Metalls zu vernehmen?

Gewiß haben Gilles de Rais und Prelati ähnliche Dinge getrieben. Während sie sich allein bei der Arbeit wähnten, haben ihre Gefährten sie vom Nebenzimmer mehr als einmal belauscht, wie sie die Geister anriefen und beschworen, ihrem Werk zum Gelingen zu verhelfen. Magische Kreise, Beschwörung der Geister, brennende Oefen voll Weihrauch und Aloe, Anbetung eines un-

sichtbaren, aber gegenwärtigen Geistes — mit all dem waren sie vertraut.

Vom Nebenzimmer hörte Blanchet eines Tages, wie Prelati halblaut rief: „Satan, Satan, komm, oder kommt uns zu Hilfe!"

Die andern geheimnisvollen Worte konnte der Lauscher nicht begreifen oder verstehen. Er sah nur, wie Gilles und Prelati aufrecht dastanden, eine Fackel in den Händen. Kurze Zeit, nachdem die Worte gesprochen waren, erhob sich draußen ein furchtbarer Wirbelwind, daß Blanchet bis ins innerste Herz erschrak.

Aber was der Baron de Rais auch anstellte, welche Erfahrung er auch schließlich in allen diesen Künsten gewann, wie aufmerksam er alle Versuche überwachte und soviel Geld er seinem Wahngebilde opferte — der Stein der Weisen, auf den er alle seine Hoffnungen gesetzt hatte, wollte sich nicht zeigen auf dem Grunde des Tigels. Reichtum, Macht und Größe erschienen ihm immer ferner und ferner, und er mußte allmählich erkennen, daß die Alchemie, von der er soviel Gold erwartet hatte, ihm nur neues Gold gekostet hatte.

Es kamen Tage und Stunden, wo er die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen einsah, und bittere Vorwürfe kamen von seinen Lippen; er ver-

spottete seine Mitarbeiter und warf ihnen Unglauben vor. Wenn sie sich also ihren Gönner erhalten wollten, mußten sie neue Mittel und Wege finden, ihn zu zerstreuen und seine erlöschende Hoffnung zu beleben.

Und es gelang den viel erfahrenen Gesellen nur zu gut. Sie täuschten sich nicht, wenn sie glaubten, daß ein so ehrsüchtiger und goldgieriger Mann wie der Marschall, der dazu noch neue Hilfsquellen dringend nötig hatte, mit leichter Mühe weiter zu bringen wäre. Was gütige Mächte nicht zu Stande brachten, sollten das nicht böse vermögen? Was die Versuche in der Werkstatt, die Mischung der Metalle nicht hervorbringen konnten, sollten die Geister der Tiefe nicht zu Wege bringen?

So wurde auf Schloß Tiffauges ein Bund mit dem Teufel und seinen Dienern geschlossen. Die Versucher hatten leichtes Spiel mit Gilles de Rais, denn er sah keine andere Rettung.

Aber sonderbar: vor dem letzten schreckte der Marschall zurück. Auch er verschrieb sich, wie seine Genossen, den finstern Mächten, aber zwei Dinge behielt er für sich: ein Anrecht auf sein Leben und seine Seele. In dem Pakt, den er mit seinem Blut siegelte, nahm er die beiden

Güter ausdrücklich aus und wahrte sie für sich. War es Vorsicht? War es Furcht? War es ein letzter Rest von Glauben? Hielt er von seinem Seelenheil doch mehr als von Reichtum und Macht, nach denen er so sehr verlangte?

Aber auch diese letzten Bedenken konnten ihn nicht schützen. Er vermochte nicht mehr innezuhalten auf dem Wege, den er einmal eingeschlagen hatte und der ihn Schritt vor Schritt zum Verbrechen führen mußte.

V.

Die schwarze Kunst. — Geisterbeschwörungen. — Menschenopfer.

Uns Menschen von heute wird es schwer, an die Wahrheit all der Dinge zu glauben, die bei dunkler Nacht in dem düstern Schloß Tiffauges und seiner Umgebung vor sich gingen. Denn die Dinge sind zum Teil so ungeheuerlich, daß sie von einer krankhaften, wahnwitzigen Einbildungskraft erfunden scheinen.

Und doch entsprechen sie der Wirklichkeit. Sie sind von den Schuldigen selbst bestätigt worden — vor Tausenden von Zeugen, die aus allen Ecken und Enden der Bretagne, aus Maine, Anjou und Poitou herbeigeströmt waren, vor einem geistlichen und weltlichen Gerichtshof, dem die klügsten und bestunterrichteten Männer der Zeit angehörten; sie sind der Reihe nach in amtlichen Schriftstücken aufgezählt, die unverletzt bis auf unsere Tage gekommen sind.

Und kann man wohl annehmen, daß die Aussagen der Zeugen, die Geständnisse der Schuldigen falsch waren? Sollte Gilles selbst unter

Klagen und Weinen, angesichts des Todes, des Scheiterhaufens, in Gegenwart seiner unglücklichen Angehörigen gelogen haben? Gewiß, anfangs, als Gilles zur Rechenschaft gezogen wurde, hat auch er sich, stolz, herrisch und hochmütig, aufs Leugnen gelegt.

Als er sich aber durch eine Anzahl einwandfreier Zeugen überführt sah, wurde er sein eigner Ankläger und gab der Wahrheit die Ehre. Wie sollte er aber plötzlich dazu gekommen sein, seine Verbrechen einzugestehen, von denen mehr als eines den Tod verdiente? Wer belastet sich selbst so schwer, wenn er nicht aufrichtig sein Herz und sein Gewissen erleichtern will? Man muß also wohl an all das Unglaubliche glauben.

Gewiß waren die wenigsten Hexenmeister, die die Leidenschaft ihres Gönners benutzten und ausbeuteten, ehrenwerte Leute, die vom Erfolg ihrer schwarzen Kunst überzeugt waren. Man muß sorgfältig zwischen sichern und zweifelhaften Fällen unterscheiden. Wenn der angerufene Geist sich durchaus nicht zeigen wollte, so mochten einige dieser Zauberer vorgeben, daß er ihnen in Abwesenheit des Barons erschienen wäre.

Solche und ähnliche Vorspiegelungen sind zu natürlich, um nicht erfunden zu werden, denn es

galt die Gunst eines reichen und mächtigen Herrn, die sie nicht gern verscherzen wollten. Aber das sind unwichtige Einzelheiten; im wesentlichen handelt es sich um die Tatsachen, die sich in der Wirklichkeit so abgespielt haben, wie sie uns berichtet worden sind.

Nach den Angaben, die die Anklageschrift gegen Gilles enthält, befaßte er sich um das Jahr 1426 zum erstenmal mit dem Geheimdienst der Magie oder schwarzen Kunst. Er war also damals 21 Jahre alt.

Aber ohne Zweifel war es noch nicht verbrecherische Leidenschaft, sondern mehr Neugierde und Wissensdrang, die ihn zu dieser Beschäftigung trieben. Denn um diese Zeit war sein Vermögen noch unberührt, und Geldnöte kannte er noch nicht; Macht und Ansehen brauchte er noch nicht von einem bösen Geist zu erflehen, weil er beides schon als junger Krieger fand. Sein Leben war mit anderen, besseren Wünschen und Sorgen ausgefüllt, die vor allem dem bedrängten Vaterland galten.

Es scheint, daß er erst mehrere Jahre später, nach dem Tode der Jungfrau von Orléans und seines Großvaters Jean de Craon, den geheimen

Wissenschaften zum Opfer fiel. In dieser Zeit beging er auch, wie er selbst bezeugt, noch viel größere Verbrechen, die aber mit der von ihm betriebenen Magie in engster Verbindung standen.

Als die Neigungen des Barons in den Kreisen der Dunkelmänner bekannt wurden, kamen zahlreiche Geisterbeschwörer von fern und nah nach Tiffauges. Oft kannte er ihre Namen gar nicht, kümmerte sich auch nicht um ihre Herkunft und ihren Beruf, wenn er sie nur brauchen konnte, wenn sie in ihrer Kunst nur geschickt waren und ihm goldene Berge versprachen.

Die meisten schreckten vor keinem Unternehmen zurück. Sie waren entschlossen, alles zu wagen, um ihren Herrn zufriedenzustellen, und folgten blindlings seinen Anordnungen und Befehlen. Gilles selbst hat die Einzelheiten dieses dunklen Treibens angegeben, dessen Seele und leitende Kraft er war.

In einiger Entfernung von Tiffauges erstreckte sich ein großes Gehölz, dessen tiefe Einsamkeit und geheimnisvolles Dunkel wie geschaffen schienen zu lichtscheuem Treiben. Jean de la Rivière aus Poitiers, auch einer der Schwarzkünstler, die Eustache Blanchet seinem Herrn zugeführt hatte, erkannte auch bald, daß dieser verschwiegene Wald

der bestgeeignete Platz für die Beschwörung von Geistern sei. Hier wurden denn die Versuche gemacht, von denen die meisten etwas grausig Lächerliches an sich hatten.

So machte sich eines Abends Jean de la Rivière auf und traf alle Vorsichtsmaßregeln gegen die geheimnisvolle Gefahr, der er sich anscheinend aussetzte. Gilles folgte ihm mit einigen Gefährten bis an den Rand des Gehölzes, wo der furchtlose Geisterseher einen Küras anlegte und einen Degen in die Faust nahm. So gerüstet und gewappnet schritt er ins Holz hinein. Allein mußte er sein, allein mußte er sein Werk verrichten, denn seine Begleiter liefen die größte Gefahr, wenn sie ihm folgten. Sie blieben also zurück, voller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Die Nacht ist dunkel und kein Laut ringsumher. Dumpf lastet die unheimliche Stille auf den Menschen, die sich hier zu dem schauerlichen Werk zusammengefunden haben. Was wird die nächste Stunde, der nächste Augenblick bringen? Was werden sie erleben? Ihr Herz bebt dem Kommenden entgegen, und bleich, lautlos, ohne zu wagen, auch nur die Lippen zu bewegen, ste-

hen sie da und starren in die schwarze Finsternis des Waldes . . .

Und dieses Grabesschweigen, diese atembeklemmende Stille zerreißt plötzlich ein lautes, dumpfes Getöse: Degenklirren, Rufe und Schreie. Was ist das? Was trägt sich zu in der Dunkelheit da vor ihnen? Ist es der Dämon? Kämpft der Beschwörer mit dem bösen Geist? Und wie wird der Kampf enden? Wer ist der Sieger und wer der Besiegte . . . .?

Nach einiger Zeit taucht der Beschwörer aus dem Dunkel des Waldes hervor, erschöpft und kraftlos, mit kaltem Schweiß bedeckt. Noch halbtot vor Schreck findet er seine Gefährten, die sich aus Angst nicht vom Fleck gewagt haben.

Während die Genossen ihn umstehen und an seinem Munde hängen, erzählt er mit zitternder Stimme und mit entstellten Zügen: Er hat den Dämon gesehen; der hatte die Gestalt und das Aeußere eines Leopards, er kam gerade auf ihn los, aber ohne ihn anzusehen und ohne ein Wort an ihn zu richten. Den Grund dieses sonderbaren Schweigens wußte Jean de la Rivière nicht anzugeben. Jedenfalls muß Gilles mit diesem Erlebnis zufrieden gewesen sein, denn er kehrte mit seinen Genossen aufs Schloß zurück,

wo sie die Nacht damit zubrachten, „zu trinken und vergnügt zu sein".

Trotzdem schien der Zauberer seiner Sache nicht ganz sicher zu sein, denn am folgenden Tag oder wenige Tage nach diesem Abenteuer verschwand er für immer aus dem Schloß. Seinem Gönner gegenüber brauchte er den Vorwand, daß er sich für seine Künste mehrere nötige Dinge besorgen und abreisen müßte, um sie sich zu beschaffen. Gilles wollte ihn zuerst durchaus nicht fortlassen, aber schließlich gab er nach und händigte ihm sogar noch zwanzig Goldtaler ein.

Jean de la Rivière verließ also das Schloß und ließ sich nicht mehr sehen, obwohl der Baron ihn dringend gebeten hatte, zu ihm zurückzukehren. Wenn er nicht unversehens starb, kann man nur annehmen, daß er keine große Hoffnung hatte, de Rais auch fernerhin zu täuschen, und daß er deshalb lieber beizeiten das Weite suchte.

Ein anderes Ereignis beweist, welche Schauer des Entsetzens diesen starken Mann, der im Kriege dem Tod so ruhig ins Auge gesehen hatte, vor den Geistererscheinungen packte.

Es war wieder in Tiffauges. Ein neuer Magier, dessen Namens sich der Baron später nicht mehr entsinnen konnte, hatte sich im Schloß

eingefunden, und man kam überein, einen neuen Versuch mit dem Teufel zu machen. Als Dritter wurde ein gewisser Gilles de Sillé, ein Verwandter des Marschalls, ebenfalls ein enger Vertrauter, hinzugezogen.

An einem bestimmten Tage versammeln sich die Drei in einem Zimmer des Schlosses. Der neue Mann zieht auf dem Boden einen magischen Kreis und fordert seine beiden Gefährten auf, mit ihm hineinzutreten. Der Baron folgt sofort dem Geheiß, aber Gilles de Sillé weigert sich beharrlich, den angewiesenen Platz einzunehmen; zitternd vor einer geheimen Furcht, die er nicht meistern kann, weicht er sogar bis zu einem Fenster zurück; in den Händen hält er krampfhaft ein Bild der Jungfrau Maria und steht jeden Augenblick bereit, bei dem geringsten Anzeichen einer Gefahr aus dem Fenster zu springen und das Freie zu gewinnen.

So sind denn Gilles de Rais und der Magier allein in dem Kreis. Der Baron bezwingt mit aller Gewalt die aufsteigende Angst und möchte wider Willen das Zeichen des Kreuzes schlagen, aber der Geisterbanner verbietet es ihm mit dem Bemerken, daß er sich dadurch der größten Gefahr aussetze. So wagt es denn Gilles auch nicht,

aber plötzlich fällt ihm ein Gebet an die Jungfrau Maria ein, das ihn schützen soll.

Da gerät der Fremde außer sich und schreit: „Springt aus dem Kreis!“ Sofort setzt Gilles de Sillé aus dem Fenster, und de Rais schlägt ein Kreuz, stürzt davon und wirft die Tür hinter sich zu. Draußen treffen sich die beiden Flüchtlinge, bleich und zitternd alle beide. Sie bedauern den Unglücklichen, der nun allein der Wut des Teufels überlassen sei, und wollen deutlich die Schläge vernehmen, die der böse Geist ihm verabreicht. Es dauert lange, bis Gilles de Rais sich so weit faßt, daß er sich dem Zimmer wieder nähert und die Tür ein wenig öffnet.

Aber welch ein Anblick bietet sich ihm. Nahe der Schwelle liegt der arme Beschwörer, voll Blut und mit zerschundenem Gesicht, mit zuckenden Gliedern und einer großen Beule auf der Stirn, unfähig, sich zu regen, mehr tot als lebendig. Die beiden Freunde heben ihn sachte auf, tragen ihn in das Schlafzimmer des Marschalls, legen ihn ins Bett und bemühen sich um ihn; und der Baron läßt ihn sogar beichten angesichts des nahen Todes. Aber der Kranke erholt sich langsam zur großen Freude des Schloßherrn und gewinnt seine Kräfte wieder.

Ein ander Mal machten die Freunde einen Versuch mit einem neuen Zauberbuch, das Prelati von einem bretonischen Arzt erhalten hatte und das von Sterndeuterei, Geisterkunde und andern geheimen Wissenschaften handelte. Gilles de Rais las es voll Begierde durch, und da es wahrscheinlich ihm noch unbekannte Dinge enthielt, beschloß er nach diesen Vorschriften zu handeln.

In einer Sommernacht des Jahres 1439, nach einem reichlichen Mahl, das lange gedauert hatte, versammeln sich der Baron, Prelati, Blanchet, Poitou und Henriet in einem großen Saal des Schlosses Tiffauges. Einer von ihnen hält eine Fackel und eine weiße Wachskerze in der Hand. Auf das Geheiß von Gilles und Prelati haben Henriet und Poitou einen großen Haufen Holzkohle, Feuer, Weihrauch, einen „Liebesstein", Fackeln, Lichte und einen irdenen Topf für den Weihrauch und das Feuer herbeigeschafft.

Als alles genügend vorbereitet ist, beschreiben Gilles und Prelati mit der Spitze eines Degens einen großen Kreis auf dem Boden, und an vier Stellen innerhalb dieses Kreises zeichnen sie Kreuze und allerhand verworrene Zeichen.

Das Kohlenbecken wird angezündet, und eine bleiche Flamme steigt auf. In einer Ecke des Saales, ganz nahe an der Wand und nicht weit von der Tür, entzündet Prelati ein zweites Feuer und macht dann mit einem spitzen Gerät auf der Mauer dieselben geheimnisvollen Zeichen wie vorher in dem magischen Kreis. In das brennende Feuer wird Weihrauch, Myrrhe und Aloe geworfen, und alsbald erfüllt der betäubende Duft in dichten Wolken das ganze Gemach. Nun ist alles bereit zum Empfang des erwarteten Geistes, und Prelati öffnet alle vier Fenster des Saales, die in Gestalt eines Kreuzes angebracht sind, denn dieses Sinnbild spielt eine große Rolle bei den geheimnisvollen Feierlichkeiten.

Hiernach befiehlt Gilles den drei Zeugen, den Saal zu verlassen und ihn in seinem Schlafzimmer zu erwarten. Ausdrücklich verbietet er ihnen, zurückzukommen und mit anzusehen oder zu hören, was zwischen Prelati und ihm vorgeht; er verpflichtet sie auch, strengstes Stillschweigen über all das zu bewahren, was sie bisher vernommen haben. Die drei gehorchen gern und ziehen sich in das Zimmer des Marschalls zurück. Poitou schläft auch sofort ein, aber Blanchet und Hen-

riet können — vor Neugier und Furcht — kein Auge schließen.

Indessen gehen Gilles und Prelati ans Werk und treten in den magischen Kreis, der auf dem Fußboden gezogen ist. Prelati hält das Zauberbuch des bretonischen Arztes, wo geschrieben steht, daß „die Dämonen die Macht haben, verborgene Schätze zu offenbaren, die Weisheit zu lehren und alle Werke zum Gelingen zu führen," und Gilles hat ein Papier in der Hand, von ihm geschrieben und mit seinem Blut gesiegelt, das dem Geist überreicht werden soll, sobald er erscheint.

Dann sprechen beide eine lange Reihe von Bitten aus, die von allerhand Beteurungen und Verheißungen unterbrochen oder begleitet werden. Bald stehen beide aufrecht, bald fallen sie auf die Knie vor dem Geist des Bösen und beten ihn an, beschwören ihn zwei Stunden lang. Bald demütig und bescheiden, bald herrisch und gebieterisch klingen ihre Gebete:

„Ich beschwöre Dich, Barron, Satan, Belial, Beelzebub im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, erscheine hier leibhaftig, sprich zu uns und tue unsern Willen!"

Die Beschwörer schweigen und stehen gespannt, voller Erwartung, die Augen nach dem

Fenster gerichtet, und da kein Dämon erscheint, betet Gilles voller Inbrunst:

„O kommt, Ihr mächtigen Geister, die Ihr verborgene Schätze offenbaren und die Wissenschaft und Weisheit des Lebens verleihen könnt! Erhört mein Rufen! Ich verspreche Euch Alles, ausgenommen meine Seele und mein Leben, wenn Ihr mir, meinen Wünschen gemäß, Gold, Wissen und Macht verschaffen wollt!"

Aber trotz aller Versprechungen und Gebete, trotz aller Beteuerungen und Beschwörungen, trotz aller Gaben und Opfer, die dargeboten werden, schenkt kein Geist ihm Gehör, nichts läßt sich vernehmen. Nur die beiden Wachenden, Blanchet und Henriet, wollten im Zimmer des Marschalls etwas wie die Schritte eines vierfüßigen Tieres hören, das mit großem Geräusch auf dem Dach des Schlosses dahinging und sich der Stelle näherte, wo der Baron und Prelati sich befanden. Aber sie hüteten sich wohl, etwas zu verraten, als die beiden von ihren Versuchen zurückkamen.

Prelati war sehr mißmutig, daß er trotz aller Mühe nichts erreicht hatte, und Gilles de Rais meinte voll Zorn und Verzweiflung, daß kein Mensch auf der Welt Macht über diese

Geister hätte. Falsch seien alle Berichte von solchen Anrufungen und wahnwitzig die törichten Hoffnungen der Beschwörer.

Prelati hatte einen schweren Stand, gegen die Mutlosigkeit und Zweifel des Barons anzukämpfen. Aber seiner Ueberredungskunst, seiner Geschicklichkeit gelang es immer wieder, die erlöschende Hoffnung seines Gönners anzufachen. Zweimal versuchte der Marschall noch die Geister zu bannen und zwar in Bourgneuf und in Josselin während einer Reise zu dem Herzog der Bretagne, aber beide Male versagte seine Kunst. Kein Geist ließ sich sehen. Daraus schloß Gilles am Ende, daß die Unterirdischen seinen Gefährten gewogener seien.

So machten sich denn eines Abends Poitou und Prelati von Tiffauges auf, um ihrerseits das Glück zu versuchen. Sie gingen auf eine einsame und verlassene Heide unweit des Schlosses. Prelati trug die nötigen Dinge, Feuer, Weihrauch, eine Kerze, einen „Liebesstein" und das Zauberbuch bei sich.

Der furchtsame Poitou hatte von dem ganzen Unternehmen nichts wissen wollen und wäre gern zu Hause geblieben, aber der Befehl des Marschalls ließ keinen Widerstand zu, er mußte

sich wohl oder übel fügen. Sein Gefährte hatte ihm auch hoch und heilig versichert, daß er keine Gefahr liefe und keine Wunde erhalten würde.

Als sie angelangt waren, zeichnete Prelati auf dem Erdboden die bekannten Kreise und Kreuze, zündete Kerze und Kohle an und verbot Poitou, über dem Feuer ein Kreuz zu schlagen.

Unter den üblichen Feierlichkeiten beginnt die Beschwörung. Poitou steht mitten im Kreis und hält krampfhaft ein von Gilles de Rais beschriebenes und gesiegeltes Papier in der Hand. Er kann seine Angst nicht meistern und wagt doch nicht, das rettende Zeichen des Kreuzes zu machen, denn Prelati hat ihm angedroht, daß er sterben müsse, wenn er das täte. Auf dem Zettel stehen die Worte:

„Tue nach meinem Willen, und alles soll geschehen, was Du willst, nur mein Leben und meine Seele nehme ich aus!"

Aber Poitou hält nicht Stand. Die geheimnisvollen Worte und Sprüche, die Prelati murmelt und die er nicht versteht, die schwarze Nacht und die Unheimlichkeit des Ortes — alles erfüllt ihn mit Grauen. Ohne daß es sein Freund merkt, schlägt er das gefährliche Kreuz. . .

Und im Augenblick erhebt sich ein furchtbarer Sturm, und wie ein Gießbach stürzt der Regen vom Himmel . . .

In aller Eile verlassen die beiden den verwünschten Ort, um Tiffauges so schnell wie möglich wiederzugewinnen. Aber die Nacht ist so finster, daß sie sich nur schwer zurechtfinden, und als sie endlich anlangen, ist die Zugbrücke des Schlosses hochgezogen; sie finden keinen Einlaß mehr und müssen in der Stadt Unterkunft suchen.

War der Glaube Gilles' an übersinnliche Kräfte erschüttert, so begegnete Prelati zur rechten Zeit ein neues Abenteuer, das dem Marschall die furchtbare Macht der Geister beweisen mußte. Und wenn die Geister den Italiener der Ehre ihres Besuches würdigten, hatte er auch die Gefahren zu bestehen. Einmal hätte er beinahe sein Leben dabei verloren, wie er dem guten Gilles beizubringen wußte. So vortrefflich verstand er sein Handwerk.

Eines schönen Tages nämlich befand sich Eustache Blanchet in der Stadt zu Besuch bei einem Freund, als ein Bote des Barons ihn sofort aufs Schloß rief. Was war geschehen? Blanchet kam und fand den Marschall in Tränen.

„Ach," rief de Rais aus, „ich glaube, mein Freund François ist tot. Ich hab gehört, wie er in jenem Zimmer laut schrie, und dazwischen klangen schreckliche Schläge; ich hab nicht gewagt hineinzugehen. Bitte, geht Ihr doch und seht nach, was es gibt!"

„Ich werde mich wohl hüten," wehrte sich Blanchet, „nein, nein, das tu ich nicht."

Der Marschall bat jedoch so lange und dringend, bis er sich anscheinend bereit fand. Er ging aber nicht in das Zimmer, sondern in den Garten hinab und rief durchs Fenster:

„Meister François! Meister François!"

Keine Antwort, so laut er auch rief. Er hörte nur, wie Prelati drinnen stöhnte und jammerte, als ob er schwer verwundet wäre. Blanchet eilte zurück, und als er ohne Umschweife gestand, was er gehört hatte, wollte Gilles in Tränen zerfließen.

Endlich sahen sie Prelati, wie er aus dem Zimmer trat, bleich und völlig erschöpft, so daß er sich nur mit Mühe bewegen konnte. Auf die Schultern seiner Freunde gestützt, gewann er das Zimmer des Barons, und hier erzählte er sein schreckliches Abenteuer: als der böse Geist ihm erschienen war, hatte er ihn über die Beschwö-

rungen gefragt und sich dabei die Bemerkung erlaubt, daß die Teufel nur böswillig wären und gar keine Macht besäßen; hierüber erbost, hätte ihm der Dämon nur zu gut bewiesen, über welche Macht er verfügte.

Dieser Bericht des Unglücklichen klang außerordentlich wahrscheinlich, denn er war tatsächlich so zugerichtet, daß er in ein hitziges Fieber verfiel. Gilles ließ ihn in seinem eigenen Zimmer schlafen, und sieben oder acht Tage lang, solange der Freund in Todesgefahr schwebte, erwies er ihm alle erdenkliche Sorgfalt und litt nicht, daß ein anderer sich um den Kranken bemühte. Dank der treuen Pflege genas Prelati wieder, aber dieses Abenteuer will er sein Lebtag nicht vergessen haben.

So hatte der Italiener offenbar mehr Glück mit den bösen Geistern als der Franzose. Der altberühmte Teufel Barron, der allen Bannversuchen des Barons gegenüber taub blieb, zeigte sich gefälliger, wenn Prelati allein war. Er kam zu ihm, und beide hatten geheime Unterredungen, die der Italiener getreulich seinem Herrn berichtete.

Wie leichtgläubig und eingenommen von seinen Vorstellungen muß doch Gilles gewesen

sein, daß er sich immer wieder fangen ließ! Denn einige von den Abenteuern, die Prelati erlebt haben wollte, klingen so lächerlich und märchenhaft, daß nur ein Kindergemüt sie für wirklich nehmen konnte.

Die sonderbarsten Gestalten sollte der Geist annehmen. Eines Tages erscheint er ihm als ein schöner junger Mann. Prelati spricht mit ihm und bittet ihn im Namen des Barons um irdische Reichtümer. Und im selben Augenblick erblickt der entzückte Zauberer schon ganze Barren Goldes im Zimmer.

Als aber Prelati die Schätze berühren will, tritt der Geist dazwischen und verbietet ihm, die Hand darauf zu legen, da die Stunde noch nicht gekommen sei. Sofort eilt Prelati zum Baron und bringt ihm die wunderbare Kunde.

„Kann ich das Gold sehen?" fragt de Rais.

„Ja," antwortet der andere, und beide gehen in das Zimmer, wo der Schatz aufgespeichert liegt. Wie aber Prelati die Tür öffnen will, erscheint ihm eine gewaltige grüne Schlange von der Größe eines Hundes auf der Schwelle.

„Kommt nicht herein! Kommt nicht herein!" ruft er dem Marschall zu, „denn ich sehe eine große Schlange!"

Entsetzt läuft er davon, und sein Herr hinterdrein.

Damit ist die Sache aber noch nicht zu Ende. Als der Schreck sich einigermaßen gelegt hatte, will der Marschall wieder das Zimmer betreten. Um sich zu wappnen gegen die Angriffe des Dämons, nimmt er ein Kreuz in die Hand, das ihn feien soll. Aber Prelati hält ihn zurück und macht ihm begreiflich, daß es übel anschlagen müsse, wenn er bei solcher Gelegenheit einen geweihten Gegenstand benutze, und wieder fügt sich der Marschall.

Als er aber später ins Zimmer tritt, bemerkt er nur Flittergold, das bei Prelatis Berührung in gelben Staub zerfällt, „woraus ich die Falschheit des bösen Geistes erkannte," wie Gilles später seinen Richtern gegenüber äußerte. Die Falschheit des schlauen Hexenmeisters aber erkannte er nicht . . .

Auch wenn Gilles eine Reise unternahm oder durch irgend welche Umstände gezwungen war, seine Schlösser auf kürzere Zeit zu verlassen, mußten seine Getreuen die Versuche fortsetzen. Als er einst nach Bourges ging, wahrscheinlich um bei Hof zu erscheinen, vertraute er Prelati seine Angelegenheiten an und bat ihn, möglichst

bald von den Ergebnissen seiner Geisterbeschwörungen Nachricht zu geben.

Der schlaue Italiener wußte Bescheid.

Schon nach wenigen Tagen empfing der Baron von seinem Vertrauten einen Brief und eine kleine Kiste. Prelati kündigte dem Marschall „in verdeckten Worten und in französischer Sprache an, daß es um seine Sachen ausgezeichnet stände." Der Geist war ihm wiederum in Gestalt eines schönen jungen Mannes erschienen und hatte ihm einen Schieferstein mit schwarzem Staub darauf gegeben. Dieses Geschenk sollte der Baron in eine silberne Hostienkaspel tun und um den Hals tragen.

„Ihr habt da," fuhr Prelati fort, „einen kostbaren Schatz: und wenn Ihr den Anordnungen des Geistes nachkommt, wird es Euch viel eintragen: hütet aber sorgsam diesen Reichtum!"

Aus den Händen von Poitou, der die Reise von Tiffauges nach Bourges eigens unternommen hatte, um ihm die Gabe zu überreichen, empfing denn auch Gilles de Rais die Tafel mit dem geheimnisvollen Staub. Und getreu den Weisungen verbarg er alles in einer kleinen Schachtel von Sandelholz, die wieder von einem

silbernen Kästchen umschlossen war. Er trug den seltsamen Schmuck auch eine Zeit lang um den Hals.

Da sich seine Hoffnungen aber so gar nicht erfüllten, nahm er ihn wieder ab und gab ihn Prelati zurück. Dieser hob das Silberkästchen getreulich auf und verwahrte es bei einem Einwohner in Machecoul, wo es später gefunden wurde.

Woher kam es nur, daß der Geist dem Baron selbst nicht erscheinen wollte, während er seine Freunde so oft beglücken sollte? Tat er nicht alles, was der Böse verlangte? Sowie ein neuer Magier im Schloß eintraf, versuchte er es mit ihm und seinen neuen Künsten.

Ein Engländer oder Picarde, mit Namen Jean, verlangte eines Tages von ihm im Namen des Dämons ein Schriftstück, geschrieben von Gilles' eigener Hand und unterzeichnet mit seinem Blut, das er aus dem kleinen Finger gesogen hätte. Der Baron folgte der Weisung. Er ließ sich in den kleinen Finger schneiden und setzte seinen mit Blut geschriebenen Namen unter das Papier, in dem er sich dem Teufel verschrieb.

In einer Ebene bei Machecoul ging die Verschwörung vor sich, aber der herbeigerufene Geist zeigte sich nicht. Diesmal ließ sich Gilles jedoch nicht lange täuschen, oder verstand der Fremde ihn nicht zu täuschen? Jedenfalls merkte der Schloßherr, daß er es mit einem Betrüger zu tun hatte, und jagte Jean zum Teufel.

Aber der Baron ging noch weiter, um den Widerstand der Geisterwelt zu brechen und sich die bösen Gewalten gefügig zu machen. Je schwieriger es ihm wurde, sein Ziel zu erreichen, desto größere Anstrengungen machte er. Er wagte es, an heiligen Festtagen zu Ehren der verfluchten und verdammten Geister singen zu lassen und die Gott und den Heiligen gebührenden Huldigungen dem Teufel und seinen höllischen Dienern zu erweisen. Aber selbst dieser Götzendienst fruchtete nichts: er hatte ebensowenig Erfolg wie das Opfer seines eigenen Blutes.

Doch auch bei diesen Dingen blieb der besessene Marschall nicht stehen. Er war den düstern Mächten allmählich ganz und gar verfallen; er tat, was sie verlangten. Und es kam der Tag, wo der Teufel von ihm ein Menschenopfer verlangte: die Glieder eines kleinen Kindes, das Herz, die Hand und das Blut müssen

ihm dargebracht werden, wenn er dem Menschen und seinem unersättlichen Gelüst dienen soll.

Gewiß schauderte Gilles de Rais lange davor zurück, zu töten und zu morden, wenn er auch als harter Kriegsmann von Jugend auf an Blutvergießen gewöhnt war, aber am Ende fand er sich auch hierzu bereit und überschritt die letzten menschlichen Grenzen. So lächerlich dieses ganze Geisterbannen auf der einen Seite war, so furchtbare Folgen hatte es auf der andern.

Schon Blanchet hatte hin und wieder zu seinen Kumpanen Henriet und Poitou geäußert: „Es ist unmöglich, daß die Unternehmungen des Marschalls gelingen, wenn er dem Dämon nicht das Blut und die Glieder getöteter Kinder opfert."

Das waren die Verbrechen der schwarzen Zauberer, und so lauteten die Vorschriften in den geheimen Büchern, die Gilles allzusehr kannte. Er wußte so gut mit diesen Dingen Bescheid, daß er selbst Pläne und Anweisungen für die Beschwörungen entwarf.

Eines Tages führte er Eustache Blanchet und einen Priester Gilles de Valoys in sein Lesezimmer, das ihm zuweilen auch als Arbeitsraum diente, um ihnen ein Buch zu zeigen, das

von seiner Hauskapelle handelte und dessen künstlerischen Deckel er selbst herstellen wollte.

Während Blanchet nun dem Marschall zuhörte und sein Werk bewunderte, bemerkte er auf dem Schreibtisch fünf oder sechs Papierblätter, die seine Neugierde erregten. Große Ränder umrahmten die einzelnen Stücke, die zu beiden Seiten eine rote Schrift von Gilles' Hand bedeckte. Die Schrift war wieder mit Kreuzen und allerhand Zeichen untermischt, ebenfalls in roter Farbe.

Sogleich kam ihm der Gedanke, daß diese Schrift mit Menschenblut hergestellt sei, denn er hatte sagen hören, daß der Marschall Kinder umbrächte, um mit ihrem Blut ein gewisses Buch zu schreiben. Henriet sah die Blätter gleichfalls und kam zu dem selben Schluß . . .

Auch in der ganzen Gegend liefen unheimliche Gerüchte um. Man erzählte sich, daß der Baron de Rais „die schwarze Kunst triebe und viele Kinder töte, um mit deren Blut die Zeichen für die Beschwörungen der bösen Geister niederzuschreiben, die ihm zu Reichtümern und Schätzen verhelfen sollten." Und das abergläubische Volk meinte, daß dieses fürchterliche Zauberbuch den Baron allmächtig mache, daß keine Festung sich

gegen ihn halten und kein Mensch gegen ihn ankämpfen könne.

Wieviel Leben hatte Gilles de Rais auf dem Gewissen? Wie oft wiederholte sich das grauenerregende Schauspiel hinter den finstern Mauern seiner Schlösser? Wir wissen es nicht genau. Aber soviel steht fest, daß fast alle Geisterbeschwörungen in Tiffauges, in Machecoul, in Bourgneuf und Josselin von so furchtbaren und grausamen Handlungen vorbereitet wurden, wie sie scheußlicher kein Götzendienst, kein Heidentum kannte.

So weit trieb der finstere Aberglaube die Menschen dieser Zeit.

Und Gilles de Rais übertraf sie alle. Er steht da wie ein ewiges und furchtbares Sinnbild der zerstörenden Gewalten, die das dunkle Mittelalter beherrschten.

———

VI.

Die Verbrechen Gilles de Rais'. — Seine Mordgesellen. — Wahl und Zahl der Opfer. — Reue.

Der Fremde, der in den Jahren 1432 bis 1440 den Westen von Frankreich durchzog, fand eine niedergeschlagene, trostlose Bevölkerung. Es lag wie ein schwerer Alb, wie eine beklemmende Angst über den sonst so lebensfrohen Bewohnern. Es war, als ob ein allgemeines Verderben die Menschen bedrohte, als ob der schwarze Tod das schöne Land heimsuchte. Ein wahrer Würgengel, unsichtbar und überall gegenwärtig, unfaßbar und überall zu spüren, unbekannt und von allen verwünscht, ging durch die blühenden Städte und Dörfer und hinterließ nichts wie Trauer und Tränen, Jammer und Verzweiflung.

Wie durch Zauberkraft verschwanden an den verschiedensten Orten und zur selben Zeit junge Männer, junge Mädchen und Kinder im zartesten Alter, denn nur Kindheit und Jugend fielen dem geheimnisvollen Wesen zum Opfer.

Sie verschwanden, und niemand hörte je wieder von ihnen.

Alles schwieg, und keine Spur war zu finden. Was war mit ihnen geschehen? Wo waren sie geblieben? Man hatte sie hier und dort gesehen, auf der Straße, auf dem Felde, morgens, mittags oder abends, zu einer ganz bestimmten Zeit, man wußte es ganz genau, und plötzlich sah man sie nicht mehr.

Ueber die ersten Kinder, die verschwanden, machte man sich noch keine besonderen Gedanken. Die Angehörigen fragten, forschten, suchten eine Zeit lang, und da ihre Bemühungen fruchtlos blieben, ergaben sie sich in ihr Schicksal. Man nahm irgend einen Unglücksfall an: Die kleinen waren in einen Fluß oder See gestürzt, waren im Wald umgekommen oder von herumziehendem Volk geraubt worden.

Aber die Fälle blieben nicht vereinzelt. Man hörte, daß diese und jene Familie das selbe Unglück betroffen hatte, daß heute hier und gestern dort ein Kind abhanden gekommen war. Von einem Ende des Landes bis zum andern gingen geheimnisvolle und schreckliche Gerüchte um, die Leidensgefährten hörten von einander,

kamen zusammen und erzählten sich ihre traurigen Erlebnisse.

Das rätselhafte Verschwinden der Kinder wurde Tagesgespräch, gab es doch bald keine größere Ortschaft mehr, in der nicht irgend ein junges Wesen vermißt wurde. In der ganzen Bretagne, in Anjou und Poitou war von nichts mehr die Rede wie von dieser entsetzlichen Geißel, die die Bevölkerung der Umgegend heimsuchte. Das ganze Land war in Schrecken und Aufregung. Ueberall liefen die Väter und Mütter, die Brüder und Schwestern zusammen und klagten ihr Unglück.

Aber niemand konnte Auskunft geben. Umsonst durchsuchen die Aermsten die ganze Umgebung von Angers nach Tiffauges und Machecoul, von Pornic nach Nantes; man fand auf den Wegen wohl Leidensgefährten, die den selben Verlust beweinten, aber keinen Menschen, der eine Spur wußte. Durch die Straßen von Nantes läuft eine untröstliche Mutter auf der Suche nach ihrer einzigen Tochter; in Machecoul forscht ein verzweifelter Vater, der aus der Umgebung von Tiffauges stammt, nach seinem einzigen Sohn. Alles vergeblich. Die Kinder sind und bleiben verschwunden.

Aber nichts macht so wachsam und hellseherisch wie das Unglück. Man sagte sich, daß die unglücklichen Kinder vielleicht alle den selben Weg gingen, und suchte diesen Ort ausfindig zu machen. Man beobachtete auch mit der Zeit, daß der Umkreis, in dem die meisten Kinder verschwanden, wohl ziemlich weit, aber doch beschränkt war, daß er die Grenzen von Angers nach Pouzauges, von Pouzauges nach Vannes, von Vannes nach Nantes und von hier wieder nach Angers nicht überschritt. Dann forschte man weiter, in welchem Teil dieses Gebietes die meisten Kinder abhanden kamen, und bezeichnete die verdächtigsten und somit gefährlichsten Ortschaften.

Und ganz leise, ganz vorsichtig flüstert man sich die Plätze zu, wo sich unbekannte, aber furchtbare Dinge abspielen müssen: es sind Champtocé, Machecoul, Tiffauges, La Suze, wo sich der große und mächtige Baron Gilles de Rais am meisten mit seinem Hofstaat aufhält. In Nantes haben fast alle Kinder, ehe sie verschwanden, das Haus des Marschalls besucht; sie sind vor dem Tor zu ganz bestimmter Zeit gesehen worden; die Tage vorher haben sie selbst erzählt, daß man sehr freundlich und lieb zu ihnen war, daß man

sie reich beschenkte und ihnen zu essen und zu trinken gab. Der junge Bursche, der nach Machecoul über Tiffauges ging, ist nie wieder zum Vorschein gekommen. Wo ist der kleine Bettler, der kleine Händler geblieben, die sich nach den Schlössern des Barons wandten? Sie sind beide bemerkt worden, wie sie vor den Toren standen und Einlaß fanden, aber sie sind nicht wieder herausgekommen. Wo sind die kleinen Hirten, die morgens mit ihren Herden auf die Weide zogen und des Abends nicht heimkehrten? Und die Kinder, die selbst aus den Häusern geraubt wurden, während die Eltern draußen arbeiteten, sind aus der Umgegend von Tiffauges, Machecoul und Champtocé.

So findet der allgemeine unbestimmte Verdacht immer neue Nahrung, und der stolze Schloßherr tut nichts, ihm entgegenzutreten. Im Gegenteil, er mehrt ihn noch durch seine unvorsichtigen, leichtsinnigen Worte, und seine Vertrauten desgleichen.

Dennoch wagt anfangs niemand, den Mund zu einer Klage zu öffnen. Man jammert, aber insgeheim, man redet, aber ganz leise, man beschuldigt, aber unter sich. Wer wollte sich auch unterfangen, seine Stimme gegen einen so gewal-

tigen Herrn zu erheben! Man weiß, der Baron ist nicht sanft zu seinen Feinden.

Man schweigt also in der Umgebung dieser Schlösser, deren Türme so dräuend in die Lüfte steigen. Jedes Wort, jeder Blick ist gefährlich. Wenn dem Marschall nur das geringste zu Ohren käme, was stände dem Aermsten bevor! Bedrückung, Gefängnis, ja vielleicht der Tod. Also heißt es schweigen und abermals schweigen.

Aber jenseits der Grenzen, die die Herrschaft des Barons umschließen, wohin seine Faust nicht reicht, wo seine Macht ein Ende hat, da erzählt man sich offen und laut die schrecklichsten Dinge über Tiffauges und Machecoul. Man macht kein Hehl aus all dem, was sich die Leute zuraunen. Ein Reisender langt einst in St. Jean d'Angely an, und als man ihn an der Gasthoftafel fragt, woher er käme, antwortet er „aus Machecoul". Bei diesem Namen fahren alle Gäste zusammen, und man ruft durcheinander:

„Was? Aus Machecoul? Aber man erzählt aus dieser Gegend die entsetzlichsten Sachen: es heißt, daß man da die Kinder frißt".

Und so ist es überall. Die bloßen Namen der Schlösser Tiffauges oder Machecoul verursachen Schrecken und Entsetzen.

Und allmählich, Tag für Tag verschärft sich der allgemeine Verdacht, geht das allgemeine Mißtrauen weiter. Sobald man die Höhlen zu kennen meint, in denen die unschuldigen Opfer verschwinden, bezeichnet man auch die Täter. Die Menschen, die in den Schlössern wohnen, müssen auch die Urheber allen Unglücks sein. Da, wo ein Kind verloren ging, ist nicht selten ein Vertrauter des Barons de Rais gesehen worden: Roger de Briqueville, Henriet, Poitou, Romulard oder gar Prelati selbst. Sie sind es, die von den Familien Kinder verlangen und häufig genug mit einer Beharrlichkeit, die unklug ist; sie sind es, die den Eltern goldene Versprechungen machen, wenn sie ihnen ihr kleines Mädchen oder ihren kleinen Knaben überlassen.

So erreicht Poitou durch Bitten und Geschenke, daß ihm eine arme Frau in Roche-Bernard ihren zehnjährigen Jungen anvertraut, „eins der schönsten Kinder des Landes, der sehr gut lernte". Auch Gilles de Rais fand ihn „schön wie einen Engel". Die schwache Mutter läßt sich verlocken und verliert den Knaben für immer. Umsonst versucht sie Poitou zu sprechen, um sich nach dem Ergehen des Kleinen zu erkundigen, und die Leute des Marschalls, die sie fragt, antworten, daß

„ihr Söhnchen in Tiffauges oder Pouzauges sei". Und wenn man sich an Gilles de Sillé, einen der schlimmsten Vertrauten des Barons wendet, so gebraucht er die plumpe Ausrede, daß die Engländer, diese ewigen, unerbittlichen Feinde Frankreichs, als Geisel für seinen Sohn viele, viele Kinder verlangt hätten.

Eines Tages baten eben dieser Sillé und Roger de Briqueville einen Einwohner von Machecoul, ihnen seinen jungen Sohn für eine kurze Botschaft nach dem Schloß zu überlassen, aber vergebens wartete der Vater auf die Rückkehr seines Kindes. Man hatte auch Gilles de Sillé gesehen, wie er durch die Felder strich, einen schwarzen Schleier vor dem Gesicht, wie er um die kleinen Hirten herumschlich, die ihre Herden weideten — die jungen Menschenkinder verschwanden, und man hatte nach dem Räuber nicht lange zu suchen. Auf Prelati selbst fiel der Verdacht, denn ein Knabe, der in seinen Diensten stand, war eines Tages verschwunden.

Es ist umsonst, daß die Verdächtigen allerhand Entschuldigungen ersinnen; man glaubt ihnen nicht mehr; die Lügen, die das Mißtrauen zerstreuen sollen, mehren und verstärken es nur.

Die Berichte klingen auch zu märchenhaft: Das eine Kind soll von einer feindlichen Horde aufgegriffen worden sein; das andere bei einem fremden Mann in Dienst getreten sein; das dritte war auf einer Brücke in Nantes von einem heftigen Windstoß in die Loire gerissen worden. Wer sollte an diese seltsamen Unglücksfälle, die sich noch oft wiederholten, glauben?

Und schließlich, da des Unglücks kein Ende ist, wagt man sich auch an den mächtigen Herrn, all dieser verfluchten Hofleute und Diener, an den Baron de Rais selbst. Anfangs leise, schüchtern und zaghaft, erhebt sich die Stimme der Unterdrückten, die in ihrem Schmerz und ihrer ohnmächtigen Wut alle Vorsicht vergessen, zu einer lauten und drohenden Anklage gegen den Mann, der in seinen Zwingburgen, hinter seinen festen Wällen sitzt, ohne daß man ihn fassen und packen kann.

Ein Wutschrei geht durch das ganze Land, man ballt die Faust und macht seinem Herzen Luft, denn man ist am Ersticken. Man zeigt auf die Schlösser des Marschalls und ruft: „Da sitzt der Schuldige! Der Baron de Rais ist der wahrhaft Schuldige!“ Denn für ihn arbeiten, in seinem Auftrag handeln alle seine Vertrauten, seine

Freunde und Diener; sie tun nichts für sich aus eigenem Antrieb; sie sind nur die Werkzeuge, die Hände ihres Herrn, die ausführen müssen, was er will und befiehlt.

Denn überall, wo sich der Baron nur zeigt, begleitet ihn die Trauer; das Geheimnis umgibt seine Schritte, und seine Geschenke bringen Tod und Verderben. Diese Anschauung war so allgemein, so tief und stark, verwuchs so fest mit dem Volksempfinden, daß die Einwohner noch heute, nach beinahe fünf Jahrhunderten, mit einem Gefühl der Scheu und Furcht an den Trümmern dieser Schlösser vorübergehen, ihre Schritte beschleunigen und ein Kreuz schlagen. Ueberall erhebt der Baron de Rais seinen grausamen Zoll, und wenn er nur einen Tag in einer Ortschaft bleibt, wird irgend ein junges Menschenkind vermißt. Nur eine Nacht bringt er in Bourgneuf-en-Rais zu, und am nächsten Morgen ist ein junger Mann von achtzehn Jahren verschwunden.

So wurde Gilles de Rais zu einem Schreckbild für das ganze Land. Der Schrecken ging vor ihm her. Der Schrecken folgte seinen Schritten.

Die Greuel, die Gilles de Rais beging, und die Art, wie er sie beging, sind so widernatürlich und grauenerregend, daß das menschliche Gefühl sich sträubt, sie zu erzählen und auf sie einzugehen. Es sind keine bloßen Verbrechen, keine Morde mehr. Es sind Schlächtereien eines völlig Entarteten und Entmenschten. Das ist kein Wesen mehr von unserm Fleisch und Blut, das ist ein wahrhaftes Scheusal, dessen Verirrungen wir nicht mehr verstehen, ein grausames und wollüstiges Tier, das sein Opfer Glied für Glied zerreißt und zu Tode quält.

Hier handelt es sich nicht mehr um die harmlose Kunst, Gold zu machen, nicht mehr um Zauberkünste und Geisterbeschwörungen, mochten sie auch verboten sein; hier verschwinden die geheimnisvollen Tigel, auf deren Grund das Gold schmelzen soll; hier verschwinden alle Kreuze und Zeichen der schwarzen Kunst. Das alles sind Kinderspiele gegen die blutigen Dinge, die nachts in dem Schlafzimmer des Barons de Rais vorgehen.

Sobald das unselige Kind, das durch List oder Gewalt, durch Zärtlichkeiten oder Geschenke eingefangen war, die Schwelle von Machecoul, Tiffauges oder Champtocé überschritten hatte,

wurde es in das Schlafzimmer des Marschalls geführt, aus dem es nicht mehr an das Tageslicht kommen sollte. Hier mußte es alle unnatürlichen und martervollen Qualen erleiden, ehe der Tod es erlöste. Man ergreift es mit Gewalt, bindet ihm die Hände und erstickt seine Schreie, man würgt es und hängt es drei Fuß über der Erde an einem Nagel in der Mauer auf. Der kleine Körper beginnt zu zucken, und eine fahle Blässe bedeckt die Züge. Will man es sterben lassen? O nein. Man nimmt es von der Wand, der Strick wird vom Hals gelöst, die Augen öffnen sich wieder, und die Züge beleben sich langsam. Was bedeutet das? Der Henker, der eben noch so grausam war, wird sanft und mild, spricht liebe und zärtliche Worte. Er nimmt das Kind auf den Schoß, herzt es und küßt es. Man wollte ihm ja nichts tun, man wollte es nur ängstigen, damit es hübsch still und fügsam sei.

So spielt das Raubtier mit seiner sicheren Beute. Kaum aber hat das Kleine seinen guten Glauben wieder gewonnen, beginnt die Folter von neuem. Man packt es, wirft es auf den Boden und schneidet ihm den Hals durch; man

öffnet die Quellen des Lebens, daß das Blut in Strömen fließt.

Und eine wahnwitzige Wollust erfüllt den Mörder. Ueber sein Opfer gebeugt, verfolgt er den Todeskampf des hingeschlachteten Wesens. Und ist der letzte Seufzer verstummt, trennt er jedes einzelne Glied vom Körper — genau und kunstgerecht, denn er hat eine große Erfahrung in diesem furchtbaren Geschäft. Und erscheint ihm der jugendliche Kopf eines jungen Dahingemordeten besonders schön, so nimmt er ihn wohl in die Hände und streicht die dunklen Locken zurück und küßt die bleiche Stirn.

So befriedigt der Baron seine unmenschlichen Gelüste. Aber der Rückschlag kommt bald. Ekel und Grauen erfüllen ihn, wenn er sein blutiges Handwerk getan hat. Er kann den Anblick seiner Opfer nicht ertragen, kann kein Blut mehr sehen. Er wirft sich aufs Bett und schließt die Augen. Aber ehe er einschläft, müssen seine Helfershelfer alle Spuren seiner Ausschweifungen beseitigen. Die Opfer erscheinen ihm wie Gespenster, die ihn die ganze Nacht in Schlaf und Traum verfolgen.

Während er daliegt, müssen seine Kumpane das Blut aufwaschen und den Boden reinigen.

Auf zwei Feuerböcke in dem weiten Kamin legen sie lange große Holzscheite und mehrere Reisigbündel und darauf die verstümmelten Glieder der getöteten Kinder, die noch mit Stroh und dürren Blättern bedeckt werden. Dann wird das Feuer angezündet, und alles verschwindet in den Flammen. Auch die einzelnen Kleidungstücke werden auf diese Weise verbrannt.

Mit einer unglaublichen Vorsicht und Geschicklichkeit wird alles beseitigt, was irgendwie verdächtig erscheinen könnte. Selbst die Asche wird aus dem Kamin genommen, in den Schloßgraben geworfen oder in alle Winde verstreut, damit sie nicht eines Tages zum Verräter werden kann.

Die Zeugen dieser mörderischen Ausschweifungen waren nicht zahlreich. Aus seiner engeren Umgebung wählte Gilles de Rais nur eine kleine Schar, die er in seine schrecklichen Geheimnisse einweihte. Nicht alle, die um ihn waren, wußten um sein nächtliches Treiben oder waren gar Mitschuldige.

Sein ganzer Hofstaat schied sich in zwei Gruppen: die einen, die seine öffentlichen Vergnügungen, und die anderen, die seine geheimen teilten. Die meisten von ihnen waren Schmarotzer und Tagediebe, die auf den Schlössern des

Barons lustig in den Tag hineinlebten und sich wenig Sorge um die Zukunft machten. Sie saßen in einem warmen Nest und hatten überreichlich, was sie brauchten. Ihr Herr war die Freigebigkeit selbst.

Und was hatten sie dafür zu tun? Weiter nichts, als ihm Gesellschaft zu leisten, ihn bei guter Laune zu erhalten und neue Vergnügungen auszuhecken. Er liebte die Künste; sie besorgten ihm neue Bücher, seltene Gegenstände und Kleinodien — er liebte das Schauspiel; sie bereiteten die Aufführungen vor und ließen die Gerüste errichten — er liebte glänzende Feste; sie veranstalteten sie und erfanden immer neue Ueberraschungen — er liebte fröhliche Gelage; sie sangen und zechten mit ihm, bis der Morgen dämmerte. Ein ganzes Heer von Menschen unterhielt er, das nur zu seinem Spaß, zu seinem Vergnügen da war.

Und sein häusliches Leben? Wie sah es an seinem Herde aus, als er Frau und Tochter noch um sich hatte? Beide wurden ihm fremd und fremder. Mit jedem seiner Freunde und Spießgesellen, ja mit jedem Diener war er schließlich vertrauter, als mit Weib und Kind. Er hielt sich fern von seiner Frau und sah seine Tochter

kaum. Beide saßen einsam und verlassen in irgend einem Schloß, während der Baron ganze Monate und Jahre unterwegs war mit seiner Bande von Schmeichlern und falschen Freunden, in Angers, Orléans oder Bourges.

Und wenn die Frau sich schließlich von ihrem Mann entfernte, hatte sie nicht ihre tiefen Gründe? Einige haben behauptet, daß ihr furchtbarer Gemahl sie sogar eines Tages gezwungen habe, an seinen Ausschweifungen teilzunehmen, aber diese Angabe findet sich nirgends glaubwürdig bestätigt. Es ist auch kaum anzunehmen, daß der Baron, der die größten Vorsichtsmaßregeln zu treffen pflegte, seine Frau zu Dingen hinzuzog, die die Nacht und das Schweigen verlangten.

Dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie unter der Gewalttätigkeit des Marschalls viel zu leiden und offenbare Mißhandlungen zu erdulden hatte.

Aber der Hauptgrund liegt vielleicht noch tiefer.

Unwillkürlich fragt man sich: Wußte oder ahnte diese Frau nichts von alledem, was um sie her vorging? Hatte sie nicht die geringste Kenntnis von dem geheimen Leben ihres Man-

nes? War sie nicht unterrichtet von den furchtbaren Dingen, die sich nächtlicherweile im Schoß der dunklen Schlösser zutrugen? War sie blind und taub, daß sie nichts sah und hörte von dem, was sich in ihrer nächsten Nähe begab? Drangen nicht die geheimnisvollen und dunklen Gerüchte, die überall umgingen, schließlich auch an ihr Ohr? Das ist kaum zu bezweifeln. Auch in ihrer Seele mußte endlich ein Verdacht aufkeimen, auch sie mußte schließlich glauben, was alle Welt glaubte, und sie mußte mit den Jahren die Ueberzeugung gewinnen, daß sie an einen Verbrecher gekettet war. Und das war es wohl, was sie schließlich in die Einsamkeit zwang, daß sie sich vergrub vor den Augen der Menschen.

Gilles war sehr vorsichtig. Aus der großen Schar, die ihn fast ständig umgab, in seinen Schlössern und auf Reisen, wählte er mit Bedacht seine engsten Vertrauten. Und sie mußten die heiligsten und furchtbarsten Eide schwören, ehe er sie in seine letzten Geheimnisse einweihte. Denn so sicher er sich auch ihrer fühlte, fürchtete er doch den Verrat. Oft mußten sie ihren Schwur auf der heiligen Schrift ablegen oder gar an einem geweihten Ort, in der Kirche und vor dem Altar.

Es waren kaum mehr als fünf oder sechs Spießgesellen, die de Rais bei seiner unheimlichen Arbeit unterstützten: zu diesen gehörten Gilles de Sillé, Roger de Briqueville, Henriet und Poitou.

Ueber Gilles de Sillé ist nichts näheres bekannt. Wir wissen nur, daß er ein Verwandter des Barons und der erste von allen war, den er seines Vertrauens würdigte. Auch soviel steht fest, daß der bretonische Edelmann den verderblichsten Einfluß auf den jungen de Rais ausübte und seine bösen Gelüste unterstützte, jedoch rechtzeitig zu verschwinden wußte, als den Marschall sein Schicksal ereilte.

Roger de Briqueville entstammte einem normannischen Geschlecht, das vor dem Einfall der Engländer aus seiner ursprünglichen Heimat geflüchtet war und sich an der Grenze von Poitou und der Bretagne niedergelassen hatte. Da die Familie ihren beträchtlichen Besitz im Stich gelassen hatte und ohne große Mittel dastand, mußte sie sich schlecht und recht unter Mühen und Entbehrungen durchkämpfen.

Sobald die Kinder erwachsen waren, suchten sie ein Unterkommen und traten hier und da bei großen Herren in Dienst.

So kam der junge Roger zu seinem nahen Verwandten, dem Baron Gilles de Rais. Liebenswürdig, geschickt, schmeichlerisch, wußte er sich bald unentbehrlich zu machen, sodaß sein freigebiger Schutzherr ihm unbegrenztes Vertrauen schenkte. Schließlich wurde er der unumschränkte Verwalter des großen Vermögens und schaltete nach Belieben auf den Besitzungen des Barons de Rais. Dabei verstand er vorzüglich, seinen eigenen Vorteil zu wahren und in seine Tasche zu arbeiten.

Dafür war er aber auch seinem reichen Verwandten und Gönner unbedingt ergeben — wenigstens schien es so. Wie hätte der arme normannische Edelmann auch sonst wohl so hoch steigen können in der lohnenden Gunst des mächtigen Barons? Und sollte er sich nicht dankbar erweisen, wo man ihn mit Güte überhäufte? Sein wahres Gesicht zeigte er erst später. Als die Anklage gegen de Rais erhoben wurde, spielte Roger den Unschuldigen; er wußte von nichts. Und doch gehörte er zu denen, die mit Henriet und Poitou die Gegend durchstreift hatten, um ihrem Herrn kleine Kinder zu liefern.

Jedenfalls wußte er sich beizeiten in Sicherheit zu bringen. Als die bösen Gerüchte über

Gilles de Rais in Umlauf kamen und die Sache für alle Beteiligten gefährlich wurde, machte er sich aus dem Staube. Er gab den Dienst bei dem Marschall auf und kehrte nicht mehr auf die Schlösser zurück.

Von Henri Griart, genannt Henriet, weiß man nicht viel mehr, als daß er in Paris geboren war und ungefähr sechsundzwanzig Jahre zählte, als er in Gilles' Dienste trat. Er wurde zusammen mit Rais verhaftet und erlitt das selbe Schicksal wie sein Herr, nachdem ein Selbstmordversuch mißlungen war.

Etienne Corrillant, genannt Poitou, geboren zu Pouzauges, war schon in jungen Jahren zu dem Baron gekommen. Er wäre ohne Zweifel verloren gewesen und hätte das Los so vieler jungen Leute geteilt, wenn Gilles de Sillé nicht gewesen wäre. Dieser machte den Marschall darauf aufmerksam, welch ein prächtiger Bursche das wäre und wie vorzüglich er sich zu einem besseren Diener eigne. Der Baron ließ sich rühren und schenkte ihm das Leben. So rettete den einen Schönheit, Kraft und Jugend, die andern so verderblich wurden. Poitou mußte aber einen heiligen Eid schwören, niemals zu verraten, was zwischen ihnen vorging und in aller Zukunft vor-

gehen würde. Es läßt sich wohl denken, daß der junge Mensch alles versprach, was man von ihm verlangte.

Aber neben diesen Männern jeden Standes und Alters gab es auch mehrere ältere verkommene und geldgierige Frauen, die zu den engsten Vertrauten des Barons gehörten. Sie betrieben das Geschäft der Kuppelei mit außerordentlicher Geschicklichkeit und führten dem Baron die Kinder aus Stadt und Land zu. Selten brauchten sie Gewalt. Es gelang den schlauen Weibern fast immer, durch Güte ihren Zweck zu erreichen. Sie erzählten von der Freigebigkeit des Marschalls, von der Pracht und Herrlichkeit seiner Schlösser, von seinem ungeheuren Reichtum und dem Ueberfluß, in dem er lebte. Die Kinder fanden bei ihm Glück und Wohlleben, ihre ganze Zukunft war gesichert, wenn sie in seine Dienste traten, und über alle Angehörigen ergoß sich der Strom seiner Gefälligkeit. Ist es ein Wunder, wenn viele leichtgläubige und ehrgeizige Eltern in nah und fern sich bereit finden ließen, ihr Kind aus den Händen zu geben und aufs Schloß zu schicken?

Unter diesen Kupplerinnen ist besonders eine gewisse Perrine Martin zu nennen, deren An-

denken noch heute in jener Gegend fortlebt und deren Name eng mit dem des Barons de Rais verbunden ist. Sie stammte aus der Stadt Nantes und wurde vom Volke allgemein die „Meffraye" genannt. Dieser Beiname hatte wohl keine bestimmte Bedeutung, aber es klang wie der Schrei eines Raubvogels, des Seeadlers (orfraie) und besagte nichts gutes.

Mit der Zeit war dieses Weib weit und breit gefürchtet. Man sah sie überall, auf dem Feld, auf den großen Landstraßen, in der Umgegend ihrer Heimatstadt, von Machecoul, Tiffauges und Champtocé. Sie war etwa fünfzig bis sechzig Jahre alt und hatte ein „zinnoberrotes" Gesicht; über ihrem grauen Kleid trug sie ein gewebtes Tuch, auf dem Kopf eine schwarze Haube, und über ihre Züge fiel gewöhnlich ein schwarzer Schleier, der unwillkürlich erschreckte, die ihr begegneten. Ein Geheimnis umgab ihr ganzes Wesen, ein Geheimnis der Angst und des Schreckens.

Ueberall suchte sie ihre unschuldigen Opfer. Eines Tages durchschritt sie den Ort Saint-Etienne-de-Montluc: seit dem Abend blieb ein schöner Knabe von acht oder neun Jahren verschwunden. Ein älterer Mann konnte später be-

zeugen, daß die Meffraye mit dem Kind gesprochen hatte — er hatte es mit eigenen Augen gesehen.

Ein andermal kam sie durch Port-Launay; über das Ziel ihres Weges befragt, antwortete sie, daß sie nach Machecoul ginge, und sie hatte ein kleines Kind an der Hand. Als man sie einige Tage später auf der selben Straße sah und sich nach dem Kind erkundigte, erwiderte sie, daß sie es bei einem guten Herrn untergebracht habe. Und so trieb sie ihr schändliches Handwerk fort: heute lieferte sie ein Kind nach Tiffauges, morgen nach Machecoul und dann nach Champtocé, wo sich der Baron gerade aufhielt.

Auch bei diesen Entführungen wurde alle erdenkliche Vorsicht angewandt. Wenn die Meffraye mit ihrer Beute ein Stück Wegs gegangen war, stürzten plötzlich aus einem Gebüsch, einem Dickicht oder hinter einer Hecke maskierte Männer hervor und ergriffen das Kind. Gewöhnlich steckten sie das unglückliche Opfer in einen Sack, den sie bei sich trugen, und schleppten es davon. Das Volk nannte sie deshalb Sackträger und hatte eine abergläubische Furcht vor ihnen. Noch heute hat dieses Wort in der ganzen Um-

gegend von Nantes einen unheimlichen Klang, wie der Name von Zauberern und bösen Geistern.

Und wie groß die Geschicklichkeit, die Ueberredungskunst der Alten war, geht schon daraus hervor, daß nicht nur Unmündige ihr folgten. Auch junge Männer und junge Mädchen, die fast erwachsen waren, ließen sich von ihr anlocken und verschleppen.

Daß man dieses schändliche Treiben solange ungestört fortsetzen konnte, lag zum Teil daran, daß man — wenigstens im Anfang — sehr vorsichtig in der Wahl seiner Opfer war. Die meisten Kinder, die dem Unhold anheimfielen, waren Bettler und Bettlerinnen, die sich in der Nähe der Schlösser des Barons aufhielten. War die Güte und Freigebigkeit des Marschalls doch weit und breit bekannt; hieß es doch allgemein, daß er das Gold mit vollen Händen um sich warf und jedem Bedürftigen von seinem unermeßlichen Reichtum gab.

Dieser Ruf drang natürlich bald über die engeren Grenzen der herrschaftlichen Besitzungen und lockte viel junges Volk an, das von Haus entlaufen war oder daheim kein Brot fand und bettelnd durch das Land strich. Waren die armen Kleinen, die vor den Toren der Schlösser stan-

den, fremd, hatten sie nicht Vater und Mutter, war es bald um sie geschehen. Man ließ sie eintreten und nie wieder heraus. Und kamen sie gar aus den benachbarten Gebieten und waren der einheimischen Bevölkerung unbekannt, so blieb auch ihr Verschwinden unbemerkt. Wer kümmert sich denn um vorbeiziehende Betteljungen und fragt, wo sie bleiben? Sie lassen keine Spur auf ihren Wegen, wie die Vögel in den Lüften.

Gewöhnlich mußten die eingeweihten Leute, Männer oder Weiber, den Baron mit Kindern versorgen, aber hin und wieder gab er sich auch selbst zu diesem eklen Geschäft her. Und weh dem armen Wesen, das dem hohen Herrn zusagte, dessen Anmut und Schönheit seinen Sinnen gefiel! Wenn er einen prächtigen Knaben oder ein blühendes junges Mädchen auf seinen Wegen traf, genügte ein Blick, ein Wink, und seine Getreuen wußten Bescheid: das Kind war bald seine Beute.

Und wenn er in der Schar der Armen, die ständig seine Schlösser umlagerten, vom Fenster aus irgend ein frisches Gesicht sah, machte er sein Zeichen. Der Torwart, dem man mißtraute, wurde auf kurze Zeit entfernt und das Kind in das Schlafzimmer des Marschalls geführt, das

es nicht mehr verließ. Und erfuhr er, daß das geraubte Kind noch einen kleinen Bruder oder ein Schwesterchen hatte, so ließ er auch diese entführen, damit eines nicht das andere verraten konnte. Und lange brauchten sie nicht in seinen Türmen zu schmachten: an dem selben Abend, an dem man sie ihm zugeführt hatte, oder spätestens am nächsten Tage wurden auch sie umgebracht und verbrannt und ihre Asche in die Winde gestreut.

Wie viele Kinder aus der Bretagne, aus Anjou und Poitou verschwanden auf diese Weise in dem Zeitraum von acht Jahren? Es sind viele Vermutungen aufgestellt worden, aber mit Bestimmtheit wird sich die Zahl der unglücklichen Opfer wohl nie angeben lassen. Die Henker wußten es selbst nicht genau, als sie später vor ihren Richtern standen. Gilles de Sillé und Roger de Briqueville waren beizeiten geflüchtet; Henriet und Poitou, die zusammen mit dem Herrn ergriffen wurden, hatten die ersten Bluttaten des Barons nicht miterlebt, entsannen sich auch nicht mehr, wie viel Kinder sie aufgegriffen und entführt hatten. Und Gilles selbst, der die Zahl seiner Opfer am besten kennen mußte, erklärte zu verschiedenen Malen, daß sie groß sei,

so groß, daß er sie nicht im Gedächtnis behalten hätte.

In der Anklageschrift heißt es: „Es waren nicht zehn, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig, sondern hundert, zweihundert und mehr, sodaß sich mit Sicherheit die Zahl nicht feststellen läßt."

Wenn man aber alle die Opfer hinzunimmt, die nicht durch Zeugen genannt oder namentlich angegeben sind, so ist die Zahl beträchtlich höher. Sie wird von einigen Forschern auf siebenhundert, ja achthundert angegeben, und das klingt nicht unwahrscheinlich, wenn man an die Geständnisse des Barons und seiner Mordgesellen denkt.

Und — seltsamer Widerspruch in diesem furchtbaren Menschen — auch für Gilles de Rais gab es Ausnahmen unter den Kindern. Er hatte seine Lieblinge, die er verschonte. Er hatte Knaben um sich, die ihm teurer waren als seine Lüste und Leidenschaften. Das waren die Kinder seiner Hauskapelle, von denen einige täglich um ihn waren und ihm Gesellschaft leisteten. Hatte er zu diesen wenigen Vertrauen gewonnen? War es die Liebe zum Gesang, die Freude an den hellen, fröhlichen Kinderstimmen, oder war es die Furcht, sie zu opfern?

Jedenfalls tat er ihnen nichts zu leide. Sie hatten es so gut bei ihm wie niemand. Er verwöhnte und verhätschelte sie, er überhäufte sie mit Wohltaten und Geschenken, sodaß die Kinder unter seinem Dach sicherer waren, als die Kinder in der Ferne. Gewiß war es auch ein Gebot der Klugheit. Wer den Baron sah, wie er mit den Kleinen umging, wie freundlich er sie behandelte, wer die Kinder selbst hörte, wie sie ihren Herrn lobten, wie sie seine Güte rühmten — wer sollte die schrecklichen Dinge auch nur vermuten, die zu nächtlicher Zeit im Schoß des Schlosses vorgingen?

In der Tat wußten auch seine Höflinge, seine Geistlichen, seine Krieger, auch seine Schauspieler, seine Knechte und Diener nicht von seinem verborgenen Leben. Weder ein Herr von Gautelon, der mit ihm in engerem Verkehr stand, noch der Abt de Chémérê, der ihn hochschätzte und liebte, ahnten auch nur die Geheimnisse, die das Schlafzimmer des Barons umschloß.

Und nicht nur an Kindern stillte er seine widernatürlichen Begierden; auch junge Leute beiderlei Geschlechts, die dem Kindesalter bereits entwachsen waren, wurden ihm geliefert. Man kennt den Namen eines Jünglings von zwanzig

Jahren, der unter seinen Händen qualvoll enden mußte; es ist erwiesen, daß er junge Mädchen und junge Frauen auf die entsetzlichste Weise hinschlachtete.

Es ist unmöglich, die sinnlichen Ausschweifungen dieses völlig Entarteten in ihren Einzelheiten zu schildern. Die Feder versagt. Weder die entsetzlichen Orgien eines Nero oder Caligula noch die unbeschreiblichen Scheußlichkeiten, die nach Tacitus in dem Palast des Tiberius auf Capri begangen wurden, sind mit dem zu vergleichen, was sich in den Schlössern des Barons de Rais, in seinen Schlössern Tiffauges, Machecoul, Champtocé zutrug. Es gibt Dinge, die man nicht aussprechen kann. Man kann sie nur andeuten, denn diese hier waren der Art, daß die Richter in Nantes bei dem Geständnis des Barons die Augen senkten und das Bild Christi verhüllten. Eine solche Scham ergriff sie, als sie die Beichte des Schuldigen hörten.

Und schließlich hatten alle diese Greuel nichts mehr mit Aberglauben und Geisterspuk zu tun. Gewiß nahm es mit der schwarzen Kunst seinen Anfang. Gilles begann sich an Menschenleben zu vergreifen, im Dienst einer höheren Gewalt, um sich die Geister, die alles vermögen sollten, ge-

fügig zu machen. Das erste Opfer galt nicht einem wüsten Gelüst, sondern dem Teufel und seinem Diener, die ihm all das verschaffen sollten, was ihm Gott und die Heiligen versagten.

Als aber dem an Blut Gewöhnten auch die Mächte der Tiefe nicht halfen, war ihm das Morden eine grausame Lust geworden. Er gehorchte nicht mehr einem übernatürlichen Willen, sondern war ein willenloser Knecht seiner Leidenschaften. Aus dem Zwang wurde eine Begierde, eine Freude, ein Vergnügen.

Aber auch dieser Unmensch, der von Verbrechen zu Verbrechen taumelte, erwachte hin und wieder aus seinem Blutrausch. Es war nicht alles Genuß und bloß Genuß. Es kamen Stunden des Ueberdrusses und Ekels, Stunden des Mitleids und Erbarmens, der inneren Einkehr. Nicht ohne Leiden und Gewissensbisse war der große mächtige Mann so tief hinabgestiegen in das finstere Laster.

Die Reue überkommt ihn, und er findet nicht Rast noch Ruhe mehr in seinen Schlössern. Allein, ohne Begleitung irrt er durch abgelegene, menschenleere Winkel seiner Besitzungen; in aller Frühe, wenn noch kein Auge wacht, bricht er auf und streift durch die Straßen und im Feld

umher. Er murmelt unzusammenhängende, sinnlose, wilde Worte vor sich hin und kehrt erst bei Nacht heim, ganz erschöpft und wie zerbrochen. Er klagt und weint, er fällt auf die Knie, bekennt seine Sünden und gelobt Gott und den Heiligen Reue und Buße. Er erweist verschwenderische Wohltaten und gründet fromme Stiftungen. Durch seine Handlungen will er beweisen, daß er sich bekehrt und gebessert hat. Bald zieht ihn das stille Kloster an, bald Jerusalem und das heilige Grab. In Machecoul und Bourgneuf-en-Rais legt er ein feierliches Gelübde ab: allein und zu Fuß, wie ein Pilger gekleidet und sein Brot erbettelnd, wird er nach den Städten pilgern, die der Heiland betreten hat; als Büßender wird er Bethlehem schauen, wird stehen an den Ufern des Jordans, auf dem Gipfel des Oelbergs, er wird den Leidensweg von Golgatha gehen . . .

Aber die guten Vorsätze hielten nicht aus bis zur Tat, nichts konnte Wurzel fassen in diesem heftigen und jähen Gemüt. Immer neue Eindrücke! Immer neue Erregungen! Der Augenblick herrschte.

So dauerten die Stunden der Reue nicht lange. Ein schönes Gesicht — und alles war

vergessen. Auf Tränen des Mitleides folgten wildere Ausschweifungen als je vorher. Das Tier siegte über den Menschen.

VII.

Vor dem Fall. — Die Messe in Saint-Etienne-de-Mer-Morte. — Der Herzog der Bretagne und der Bischof von Nantes. — Die geheime Untersuchung der Kirche. — Verhaftung des Barons. —

Lange lebte Gilles de Rais sorglos dahin und wiegte sich in Sicherheit. Er dachte an keine Vergeltung. Wen hatte er auch zu fürchten? Sein habgieriger Lehnsherr, der Herzog der Bretagne, war sein guter Freund, der manches schöne Stück Land gegen ein Spottgeld von ihm in Pfand hatte, und wie der Fürst dachten die meisten Vasallen und Standesgenossen des Marschalls. Von dieser Seite hatte der Schuldbeladene also nichts zu besorgen.

Und das Volk? Was kümmerte den selbstherrlichen Gewaltmenschen, der wie ein unumschränkter Herrscher auf seinen festen Schlössern waltete, das niedere, unterwürfige Volk, das ihm nur zu gehorchen hatte? Und drang auch nur eine von den Klagen und Verwünschungen, die die Bevölkerung auf den Lippen hatte, an sein Ohr? Wer sollte es ihm mitteilen? Wer sollte

sich unterfangen? Einen wahren Freund, der ihn beizeiten gewarnt und ihm die Augen geöffnet hätte, hatte er lange nicht mehr um sich, und Weib und Kind, die ihm die nächsten waren, hatte er von sich gestoßen.

Die Gesellen aber, die er um sich duldete, hüteten sich wohl, ihm etwas zu verraten und ihm die Laune zu verderben. Vielleicht fürchteten sie auch für Leib und Leben, denn im Augenblick des Zorns war ihr Herr unberechenbar. Das hatten sie zu oft erfahren.

Die meisten von ihnen mußten wohl wissen, was sich langsam gegen den Marschall vorbereitete. Sie lebten ja nicht so abgeschlossen von der großen Menge wie der Baron, der sich nur bei besonderen kirchlichen Festen, bei prunkvollen Schaustellungen und umgeben von einem prächtigen Hofstaat den Augen des Volkes zeigte. Durch ihre Aemter und Pflichten kamen sie schon mit den Leuten in Berührung: der eine hatte in der Stadt Einkäufe zu machen oder Bestellungen auszurichten; der andere reiste vor dem Marschall her und besorgte Quartier für ihn und das ganze Gefolge, der dritte hatte in knappen Zeiten Wertgegenstände zu veräußern oder Landgüter zu verpfänden. Sie hatten mit diesen und

jenen zu tun, mit Kaufleuten, Händlern, Gastwirten, Wucherern — sollten sie nicht manches hören, was man sich überall auf den Straßen und Plätzen, in den Häusern und Herbergen, in Stadt und Land zuflüsterte?

Daß sie wohl unterrichtet waren, gaben einige von ihnen auch bald zu erkennen. Als sie sich nicht mehr geborgen fühlten und die Gefahr kommen sahen, verließen sie insgeheim oder unter irgend einem nichtigen Vorwand die Schlösser des Barons und brachten sich in Sicherheit.

Der erste, der sich von Gilles de Rais trennte, war Eustache Blanchet. Wenn er auch keine Geheimnisse mit sich trug, so hatte er doch Verdacht geschöpft. Es scheint in der Tat, als ob er nicht zu den Eingeweihten und Mitschuldigen gehörte. Wenn er auch in den Machenschaften der schwarzen Kunst bewandert war, so beteiligte er sich doch nicht an den grausamen Bluttaten, die mit den Geisterbeschwörungen in Zusammenhang standen. Nach seiner Meinung erschöpfte sich das Geheimleben des Barons in Handlungen, die wohl verboten und zu verurteilen waren, aber weiter ging er nicht in seiner späteren Zeugenaussage.

Jedenfalls muß Blanchet ein ganz gutes Gewissen gehabt haben, denn er flüchtete nicht

wie später Gilles de Sillé und Roger de Briqueville. Nach einem Streit mit einem Vertrauten des Barons verließ er am Allerheiligenfest 1439 den Marschall und zog nach der kleinen Stadt Mortagne, die in Poitou lag, aber kaum zwei Meilen von Tiffauges entfernt war. Bei klarer Luft konnte er sogar die Türme des Schlosses erkennen, in dem er so lange gewesen war. Zur Beobachtung und Ueberwachung alles dessen, was geschah, konnte er kaum einen besseren Ort wählen. Er war in einem Gasthof abgestiegen, in dem er auch etwa sieben Wochen wohnte, ohne die Stadt zu verlassen.

Vergebens schrieb ihm Gilles de Rais und bat ihn, doch einmal nach Tiffauges zu kommen, der Grund seiner Abreise wäre doch unsinnig, und das Werk Prelatis ginge vorzüglich. Aber der kluge Blanchet hütete sich wohl, der Einladung zu folgen.

Was er in der Wirtstube hörte, bestärkte ihn in seinem Entschluß, weder Tiffauges noch den Marschall je wiederzusehen. Denn die Reisenden, die sich in den Gasthöfen trafen, brachten all die unheimlichen Gerüchte mit, die über den Baron de Rais in Umlauf waren, und erzählten

ganz offen, was sie überall im Lande vernommen hatten.

Allein der Schloßherr von Tiffauges ließ ihm keine Ruhe. Entbehrte er seinen früheren Freund oder fürchtete er, daß er gefährliche Geheimnisse ausplaudern könnte? Als seine schriftlichen Bitten nichts fruchteten, schickte Gilles seinen Goldschmied Jean Petit aus Mortagne, um ihn zurückzuholen.

„Niemals!" antwortete Blanchet, „das verbieten mir die Gerüchte, die über den Marschall de Rais und Meister François in Umlauf sind. Wenn sie begründet sind, so sagt doch Gilles und Prelati, einen Weg zu verlassen, der zu solchen Verbrechen führt. Ich weiß nicht, ob die Berichte der Leute wahr sind; aber jedenfalls sind sie im ganzen Lande verstreut."

Der Goldschmied ging denn auch zurück nach Tiffauges und berichtete getreulich alles, was er gehört hatte, wie wenigstens Blanchet später annahm. Aber der Aermste wurde übel empfangen. Als der Baron von der Absage Eustaches erfuhr und zumal von den Gerüchten, die über ihn verbreitet waren, fiel sein ganzer Zorn auf den unglücklichen Boten, der ihm solange ergeben gedient hatte. Er ließ Jean Petit festneh-

men und in einen finsteren Turm des Schlosses Saint-Etienne-de-Mer-Morte werfen, wo er sterben sollte.

Da Blanchet nicht gutwillig zurückkam, sann der Baron auf ein anderes Mittel, ihn in seine Gewalt zu bekommen. Wenn er ihn auch nicht zu seinen Bluttaten zugezogen hatte, so konnte er doch manches wissen und ihm gefährlich werden. Dieser Mensch mußte also verschwinden. Man machte Gilles de Rais begreiflich, daß seine eigene Sicherheit davon abhinge, den Ungetreuen auf diese oder jene Weise mundtot zu machen.

So faßte der Marschall denn seinen Entschluß. Vier kräftige Männer, vier ergebene Freunde, die den Verrat ebenso fürchteten, wie sein Herr, Gilles de Sillé, Henriet, Poitou und ein gewisser Jean Lebreton erschienen eines Tages unversehens in Mortagne, drangen in den Gasthof, nahmen den überraschten Blanchet in ihre Mitte und führten ihn in der Richtung nach Montaigu fort.

Der Gefangene begriff bald, daß man ihn nach Saint-Etienne-de-Mer-Morte schaffen, ihn in das Turmverlies wie Jean Petit werfen oder ihn umbringen wollte. Er weigerte sich also weiterzugehen und brachte es durch seinen Widerstand,

durch Bitten und Drohungen tatsächlich dahin, daß man ihn nach Machecoul schaffen mußte. Poitou gestand auch seinem früheren Freund, daß ihm in Saint-Etienne-de-Mer-Morte der Tod sicher gewesen wäre, denn der Marschall wolle ihn für seine Aeußerungen Jean Petit gegenüber strafen.

Diese und ähnliche Maßnahmen bewiesen, daß der sonst so unbekümmerte Marschall allmählich seine Ruhe verlor. Ihm kam zu Ohren, was und wie man über ihn sprach. Er mußte sich gestehen, daß seine Laster und Taten ruchbar geworden waren, daß mit der Zeit offenbar geworden war, was er ängstlich und mit der größten Vorsicht, mit allen Mitteln geheim gehalten hatte. Er sah sich entdeckt.

Und dennoch wäre ihm so leicht nichts geschehen, die machthabenden Gewalten hätten ihn — wer weiß wie lange noch — verschont, er hätte ergrauen können in seiner Lasterhaftigkeit, wenn er nicht durch eine Gewalttat das Schicksal geradezu herausgefordert hätte.

Diese Gewalttat war ein dummer Streich, verglichen mit tausend andern Dingen, die er auf dem Gewissen hatte. Aber er empörte sich damit gegen zwei Mächte, mit denen er es nun und

nimmer verderben durfte: gegen die Kirche und gegen seinen Lehnsherrn. Der Bischof von Nantes und der Herzog der Bretagne, die sich beide so lange nicht gerührt hatten, taten sich zusammen und gingen gegen ihn vor.

So kam der Stein ins Rollen.

Gilles selbst dachte an keine so bösen Folgen. Er sah wohl, daß sich eine dunkle Wolke über seinem Haupt zusammenballte, aber er ahnte nicht, daß sie den Blitz barg, der ihn zerschmettern sollte.

Trotz seiner großen Einkünfte und dem Erlös aus so manchen verkauften Landgütern waren die Mittel des Barons, wie schon oft, einmal wieder erschöpft. Und wie so häufig, half er sich auch diesmal dadurch, daß er ein schönes Besitztum preisgab. Er verpfändete und verkaufte sogar die Herrschaft Saint-Etienne-de-Mer-Morte, die auf der Grenze der Bretagne nach Poitou zu lag, an einen Untertanen des Herzogs, mit Namen Guillaume Le Ferron, dessen Bruder Jean sie aus den Händen von Gilles de Rais in Empfang nahm.

So hatte der bretonische Edelmann das Land rechtmäßig erworben. Aber er sollte sich seines neuen Besitzes nicht lange erfreuen. Ergriff den Marschall Reue darüber, daß er seine Schätze

vergeudet, seine schönsten Herrschaften veräußert und in seinem Machtbereich immer mehr beschränkt wurde? Ueberkam ihn eines Tages die Verzweiflung, als er vor den letzten Ueberbleibseln seiner einst so unermeßlichen Reichtümer stand und das sichere Ende voraussah? Vielleicht war es auch zwischen ihm und Le Ferron aus Anlaß des Preises oder der Uebergabe zu irgend einer Uneinigkeit gekommen. Jedenfalls faßte Gilles de Rais den Entschluß, Saint-Etienne unvermutet zu überfallen und mit Waffengewalt wieder in seinen Besitz zu bringen.

Wie oben erwähnt, hatte er sich mit einem kriegerischen Hofstaat umgeben, der aus zweihundert Leuten bestand; hierzu kamen zahlreiche Diener, die das Aufgebot vermehren mußten; außerdem nahm er eine Anzahl Söldner in seine Dienste. So brachte er ein ganz stattliches Heer zusammen, das ihm unbedingt ergeben war. Das war nichts anderes als eine offene Empörung, eine Verletzung des Treueids, den er der Krone geschworen hatte; zugleich eine Verletzung des im Herzogtum Bretagne gültigen Gesetzes, das jedem Vasallen verbot, ein eigenes Heer aufzustellen und ohne ausdrückliche Genehmigung des Lehnsherrn ins Feld zu rücken.

So sah sich Jean V., Herzog der Bretagne, in einen Kampf gegen seinen Vasallen verwickelt, denn erstens galt es, seine oberherrliche Gewalt zu wahren, und zweitens, seine besonderen Rechte zu schützen. Durch eine Verkettung oder Fügung der Umstände wurde diese Empörung gegen die staatliche Gewalt zugleich eine Empörung gegen die geistliche, gegen die Kirche. So vereinigten sich denn schließlich auch beide Mächte, Staat und Kirche, gegen ihn.

Was geschah also?

Es war in Saint-Etienne-de-Mer-Morte zu Pfingsten des Jahres 1440. In aller Morgenfrühe, vielleicht gegen sechseinhalb Uhr, fand sich die Bevölkerung in der Kirche des Ortes ein, um die Messe zu hören. Der Bruder des neuen Herrn, Jean Le Ferron, hatte das Schloß verlassen, um wie die andern dem Gottesdienst beizuwohnen. In seiner Gesellschaft befand sich ein gewisser Hautrays, der im Namen des Herzogs der Bretagne den Einwohnern der Herrschaft nach Beendigung der Messe befehlen sollte, dem Baron Gilles de Rais jeden Zoll und Grundzins zu verweigern.

In der Stadt und um das Schloß herum war alles verlassen. Der Marschall konnte mit

seinen Leuten also unbemerkt in ein kleines Gehöft gelangen, das einige Schuß weit von den Mauern des Herrensitzes entfernt lag. Hier verbarg er fünfzig bis sechzig Mann, die, bis an die Zähne bewaffnet, die Köpfe in Kappen verborgen, auf ein Zeichen bereit waren, hervorzustürzen und die Feste in Besitz zu nehmen. Nach all diesen Vorbereitungen befahl er einigen Vertrauten, ihm mit dem Degen in der Faust zu folgen.

Aufrecht und herrisch, den Kopf hoch, mit zornsprühenden Augen geht er vor, an den Schloßmauern vorbei und geradenwegs hinein in die Kirche. Die Messe naht ihrem Ende. Der Priester spricht eben den Segen, Jean Le Ferron und Guillaume Hautrays liegen an ihren Plätzen auf den Knien und beten.

Da springt plötzlich mit Donnergetöse die Kirchentür auf, das Volk fährt zusammen, und die Messe wird jäh unterbrochen. Gilles de Rais, der furchtbare Marschall, der Schrecken des Landes, durchschreitet mit seinen Kriegern die erstarrte Menge und stürzt mit gezücktem Degen auf Jean Le Ferron und seine Freunde.

„Du Schurke," ruft er ihm entgegen, „Du Schurke, hast meine Leute geschlagen und aus-

gepreßt! Komm aus der Kirche, oder ich töte Dich auf der Stelle!"

Bleich vor Entsetzen fällt der Bedrohte vor dem Wüterich auf die Knie.

„Macht mit mir, was Ihr wollt," sagt er wie flehend.

„Hinaus, hinaus!" schreit wieder der wilde Baron und hebt den Degen.

Schließlich legen sich die Begleiter des Marschalls ins Mittel und versuchen, Jean Le Ferron zu beruhigen: „Er wird Euch nichts zu Leid tun. Geht nur hinaus, wir bürgen für Euer Leben!"

Das Volk weicht zurück, der Gottesdienst ist gestört. Einige machen sich eilig davon. Andere sind neugierig und wollen das Ende des wüsten Auftritts erwarten. Endlich läßt sich Jean le Ferron überreden und verläßt die Kirche, immer gefolgt von dem drohenden Marschall und seinen Leuten. Er wird vor die Tore des Schlosses geführt und soll die Feste sofort wieder übergeben. Sonst wird er auf der Stelle niedergemacht, und de Rais bedeutet ihm durch ein Zeichen, daß er ihm mit einem Hieb den Kopf herunterschlagen würde. Was soll der Gefangene tun? Ihm bleibt nichts anderes übrig, als

zu gehorchen. Die Besatzung muß die Zugbrücke niederlassen und dem Baron die Feste übergeben.

Aber damit hatten Le Ferron und seine Begleiter die Freiheit nicht gewonnen. Sie wurden in Ketten gelegt und zuerst in das Gefängnis des Schlosses Saint-Etienne geworfen, später in Tiffauges eingekerkert.

So hatte Gilles de Rais seine Lehnspflicht doppelt verletzt. Er hatte ohne Genehmigung des Herzogs ein Heer um sich versammelt, hatte dessen Abgesandte angegriffen und ins Gewahrsam gebracht, hatte endlich mit Gewalt einen Platz besetzt, der ihm nicht mehr gehörte.

Er hatte aber auch gegen alle kirchliche Zucht und Sitte verstoßen, war mit bewaffneter Hand in ein Gotteshaus eingedrungen, hatte die heilige Handlung gestört und die Stätte entweiht. Er hatte sich an einem Diener der Kirche vergriffen, denn Jean le Ferron war in die Geistlichkeit eingetreten und hatte von dem Bischof von Nantes die Tonsur erhalten.

Bislang hatte der Herzog der Bretagne seinen früheren Waffenbruder immer unterstützt. Er hatte ihm geholfen gegen seine Familie, ja selbst gegen den französischen König. Als er aber sah, daß er sich selbst einen schlechten Dienst er-

wies, wenn er für Gilles de Rais eintrat, ließ er seinen alten Kriegsgefährten fallen. Mit leichter Hand zerriß er die Bande, die vornehmlich seine Habgier und Ländersucht geknüpft hatte. Er forderte seinen Vasallen auf, Schloß und Herrschaft Saint-Etienne-de-Mer-Morte dem rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben und die Gefangenen in Freiheit zu setzen; im Falle der Weigerung und der Unbotmäßigkeit sollte eine Buße von fünfzigtausend Talern den Herzog für die vermeintlichen Ungerechtigkeiten entschädigen, deren Opfer er sich nannte. Diese gewaltige Summe war die Hälfte des Kaufpreises für die Schlösser Champtocé und Ingrandes. Jean V. wußte also auch hier seine besonderen Vorteile im Auge zu behalten.

Und wie der Herzog erwartet hatte, so kam es. Als Antwort auf diesen Befehl beging de Rais weitere Gewalttaten. Er ließ Guillaume de Ferron, Guillaume Hautrays und einige Tage später den Bevollmächtigten seines Schutzherrn Jean Rousseau ergreifen, ihnen den Degen abnehmen und in ein Gefängnis werfen.

Nicht viel besser erging es den Abgesandten des Herzogs, die von dem Baron die fünfzigtausend Taler als Buße dafür einfordern sollten, daß er Hand an sie und ihre Güter gelegt hatte.

Sie fanden eine sehr üble Aufnahme und wurden mit Stockschlägen empfangen. Seine Gefangenen aber ließ er aus dem Machtbereich des Herzogs bringen und hinüberschaffen nach seinem Schloß Tiffauges in Poitou.

Diese neuen Uebergriffe, die allem Völkerrecht Hohn sprachen, konnte Jean V. nicht ruhig und ungeahndet hingehen lassen. Er schickte eine beträchtliche Streitmacht, der Rais nicht gewachsen war, gegen Saint-Etienne und ließ es besetzen.

Gilles hatte sich in seine Feste Machecoul geworfen, wo er die Ereignisse abwarten wollte. Aber sie gingen schneller, als er annehmen konnte. Da der Herzog sich außer Stande sah, Jean Le Ferron und dessen Leute aus der Gefangenschaft zu befreien, wandte er sich an den König von Frankreich um Hülfe. Karl VII. sandte denn auch seinen Konnetabel de Richemont ab, um den aufsässigen Baron in seinem Schloß zu belagern und zu seiner Pflicht zurückzuführen.

Wohl oder übel mußte sich nun Rais der Uebermacht fügen und seine Gefangenen frei lassen. Ohne Zweifel glaubte der Marschall durch dieses Zeichen der Unterwerfung das Ungewitter abgewehrt zu haben, das sich gegen ihn erheben wollte, aber er täuschte sich. Durch die Ueber-

gabe von Saint-Etienne und die Auslieferung der Gefangenen war der Gerechtigkeitsliebe des Herzogs der Bretagne zum größten Teil genüge geschehen; es blieb nur noch die Rechnung zu erledigen für die Gewalttaten, die Rais sich gegen seine Leute erlaubt hatte, und diese Rechnung war wohl mit Geld, mit viel Geld in Ordnung zu machen. Die beiden Großen hätten sich vielleicht wieder versöhnt, wenn beide ihren Vorteil dabei gefunden hätten.

Aber Gilles de Rais hatte eine andere Macht vergessen: die Kirche. Auch der Bischof von Nantes verlangte Genugtuung, und dabei kam die Wahrheit ans Licht. Die offenbare Freveltat, die der Baron begangen hatte, brachte alle die Verbrechen zum Vorschein, die er im Laufe von acht Jahren verübt hatte. Nicht dem Herzog der Bretagne und nicht dem König von Frankreich gebührt das Verdienst, den Baron de Rais der Gerechtigkeit überliefert zu haben, sondern vor allem dem Bischof von Nantes, Jean de Malestroit.

Man weiß, wie sehr sich die katholische Kirche ihrer Vorrechte im Staatsleben stets bewußt war, wie sie sie zu verteidigen und zu behaupten wußte. Zumal im Mittelalter, als sie auf der Höhe

ihrer Macht stand und auf die Völker einen fast unbeschränkten Einfluß ausübte. Niemand konnte sie ungestraft verletzen. Fluch und Bannstrafe konnten den Schuldigen treffen. Unverletzlich waren ihre geistlichen Rechte, unverletzlich ihre Gotteshäuser. Wer sich an einem Diener der Kirche vergriff oder mit bewaffneter Hand das Heiligtum entweihte, in dem sich die Frommen zu gemeinsamer Andacht versammelten, der wurde aus der Gemeinde der Gläubigen ausgeschlossen, das heißt, er war bürgerlich tot, denn die Folgen des Bannfluches machten sich in allen Einzelheiten des Lebens fühlbar.

Gilles de Rais hatte den Geistlichen Jean Le Ferron mit dem Tode bedroht und ins Gefängnis geworfen, er hatte die Kirche von St. Etienne-de-Mer-Morte entweiht, und darum hatte er sich vor dem geistlichen Gericht, vor dem Richterstuhl des Bischofs von Nantes zu verantworten, in dessen Sprengel die beiden Gewalttaten geschehen waren.

Die Nachricht von der Kirchenschändung in Saint-Etienne konnte den Bischof aber ebensowenig gleichgültig lassen, wie den Herzog der Bretagne die offene Auflehnung gegen seine Oberherrschaft. Außerdem waren auch schon lange aus

Nantes selbst wie aus allen Orten seines Amtsbezirks die seltsamsten Gerüchte zu ihm gedrungen, und alle diese Gerüchte sagten das selbe: daß Gilles de Rais, der Marschall von Frankreich und Kronfeldherr des Königs die scheußlichsten Verbrechen an Kindern und jungen Leuten beginge, daß sich nicht nur in seinen verschwiegenen Schlössern, sondern sogar in seinem Haus in Nantes, ein paar Schritte von der Wohnung des Bischofs, unbeschreibliche Dinge zutrügen.

Auf seinen Rundreisen hörte Jean de Malestroit all das Furchtbare, was die Leute sich erzählten, aber bei der Schwere der Beschuldigungen mußte er doppelt vorsichtig sein. Er mußte prüfen und wägen, ehe er vorgehen konnte. Erst als der Baron de Rais den Frevel in der Kirche in Saint-Etienne beging, hatte er eine Handhabe gewonnen, und zur selben Zeit, da Herzog Jean V. gegen seinen aufsässigen Vasallen einschritt, nahm sich auch der Bischof vor, in das dunkle Leben des Marschalls hineinzuleuchten. Die geheime Untersuchung wurde in der Stadt und dem Sprengel von Nantes beschlossen.

Jean de Malestroit vernahm selbst eine große Zahl von Zeugen und konnte sich überführen, daß der Leumund des Marschalls noch

viel übler war, als er vielleicht angenommen hatte. Bei genauer Nachforschung erwiesen sich die herumschwirrenden Gerüchte nicht als übertrieben oder gar unwahr, wie gewöhnlich bei leerem und haltlosem Geschwätz, sondern sie wurden immer klarer und bestimmter. Was ihm seine Geistlichen und angesehene, gewichtige Laien zugetragen hatten, entsprach der Wirklichkeit. Es waren unumstößliche Tatsachen.

Eltern, die ihre Kinder verloren hatten, strömten herbei und klagten ihrem Seelenhirten ihr Leid und nannten immer den selben Namen. Zeugen über Zeugen meldeten sich aus allen Gegenden, und die Anklagen mehrten sich von Tag zu Tag. Wohin der Bischof auch kam, wo er sich auch aufhielt, überall folgte man seinen Schritten und brachte ihm neue Beweise. Und alle waren einig in ihren Klagen und Beschuldigungen. Ein Zweifel war nicht mehr möglich, und der Bischof versprach, den Unglücklichen zu helfen. Als die jungen Mädchen von Pléeur jammernd vor ihm standen, hob er die Hand und rief:

„Ich werde Euch rächen, ich, Jean de Malestroit. Beim Himmel! Ich werde Euch rächen, und Gilles de Rais soll eines schlimmen Todes sterben."

Und er hielt Wort. Er tat alles, was in seiner Macht stand. In die Gegenden, die er nicht selbst besuchen konnte, schickte er Stellvertreter und zuverlässige Leute, die Klagen und Zeugenaussagen entgegennehmen und sammeln sollten. Er schickte Abgesandte in die Städte, die Dörfer, die Gehöfte und nahm Kenntnis von allen Berichten und ließ sie in lateinischer Sprache zusammenstellen und eintragen.

Und dann folgte der Spruch. Kaum ein Monat war seit der Gewalttat in der Kirche von Saint-Etienne vergangen. Am 30. Juli 1440 machte Jean de Malestroit durch Briefe die dem Baron de Rais zur Last gelegten Verbrechen bekannt und trat mit dem ganzen Gewicht seines Namens und seiner Würde für die Wahrheit der Beschuldigungen ein.

Der denkwürdige Brief hatte ungefähr folgenden Wortlaut:

„Allen denen, die diesen Brief lesen werden, entbietet Jean, durch Gottes Willen und durch die Gnade des heiligen apostolischen Stuhles Bischof von Nantes, Segen im Herrn und volle Versicherung des Gegenwärtigen.

„Wir bringen durch diesen Brief zu Eurer Kenntnis, daß wir beim Besuch des Kirchspiels der allseligen Maria von Nantes, wo das allgemein La Suze benannte Haus erbaut ist, häufig der Aufenthalt von Gilles de Rais, vernommen haben sowohl aus zahlreichen an uns ergangenen Berichten, wie von Pfarrkindern dieses Kirchspiels als auch durch offne Anzeigen der Frau Agathe Denis aus Le Mignon, der Witwe Donete aus St. Marie, der Frau Jeanne Delit aus Saint-Denis, von Jean Guibert und seiner Frau aus Saint-Vincent, der Witwe Connet Kerguen aus Nantes, von Frau Jeanne Derel aus Saint-Similien bei Nantes, von Frau Connet le Charpentier aus Saint-Clement-hors-les-murs, bestärkt noch durch die Zeugenaussagen zahlreicher Kirchenmitglieder aus diesen Sprengeln und anderer Menschen, die dank ihrer anerkannten Rechtschaffenheit und Klugheit über jeden Verdacht erhaben sind und die wir mit Sorgfalt im Lauf unserer Rundreisen selbst verhört oder haben verhören lassen über die hier unten benannten oder andere Tatsachen, die die Pflichten eines Bischofs auf seinen Rundreisen berühren — daß wir also entdeckt und durch Zeugenaussagen unter andern

bestätigt gefunden haben, daß Gilles de Rais, unser Untertan und unserm Gericht unterworfen, mit eigener Hand oder durch andere Menschen, seine Helfershelfer, eine große Zahl von Kindern erwürgt, getötet und in unmenschlicher Weise hingemordet, daß er gegen sie widernatürliche Verbrechen begangen hat, daß er oft schreckliche Beschwörungen von Geistern selbst vorgenommen oder hat vornehmen lassen, daß er diesen Opfern und Gaben dargebracht, daß er einen Bund mit ihnen geschlossen hat, ungerechnet andere ungeheuerliche und zahlreiche Verbrechen, die unserm Gericht unterliegen; infolge mehrerer anderer Besuche, die wir oder unsere Stellvertreter und Bevollmächtigten in unserm Namen gemacht haben, wissen wir endlich, daß Gilles innerhalb unseres Sprengels diese und noch andere Verbrechen verübt und vollbracht hat.

„Weswegen er nach dem Wissen aller bei den ehrenwerten und angesehenen Leuten öffentlich in Verruf war und noch ist. Und damit niemand hierüber in Zweifel sei, haben wir befohlen, diesem Brief unser Siegel beizufügen und haben es beifügen lassen.

Gegeben zu Nantes, am vorletzten Tage des Juli, im Jahre des Herrn 1440.

Im Auftrage des Herrn Bischofs von Nantes.

J. Petit."

An wen dieser Brief gerichtet ist, kann man nicht mit Bestimmtheit sagen. Aber nach der Art der geheimen Untersuchung, die über das Leben Gilles de Rais' angestellt wurde, darf man dem Schriftstück wohl keine zu ausgedehnte, keine allgemeine öffentliche Verbreitung beimessen.

Vielleicht war er nur an einen engeren Kreis gerichtet. An Leute von Rang und Ansehen, um sie von dem Vorhaben des Bischofs zu unterrichten. Jedenfalls wurden dem Herzog der Bretagne, der sich in den letzten Jahren so innig mit Gilles de Rais verbunden hatte, die Augen geöffnet: ein solcher Schritt des Bischofs von Nantes, seines Verwandten, Kanzlers und fast Ebenbürtigen, mußte unbedingt auf Jean V. Eindruck machen.

Der schwerwiegende Brief, der dem Herzog die Größe der Verbrechen und zugleich den Fortschritt der Untersuchung enthüllte, gaben ihm zu verstehen, daß es wohl an der Zeit wäre, die

Stimmen der Freundschaft und der Habsucht zu ersticken und den gerechten Klagen der Unglücklichen sein Ohr zu leihen. Außerdem diente der bischöfliche Brief auch wohl dazu, seine eigenen Bevollmächtigten in ihrem schwierigen und oft gefährlichen Amt zu unterstützen, sowie die Zeugen zu ermutigen, daß sie ihren Eifer verdoppelten.

Wenn man den Brief von Jean Malestroit aufmerksam liest, so findet man doch, daß er noch eine gewisse Vorsicht zeigt. Eine so schwere Vermutung er auch gegen Gilles de Rais ausspricht, entscheidet er doch nicht die Schuldfrage selbst durch eine unwiderlegliche Bestätigung der angezeigten Verbrechen. Der Bischof bringt Uebeltaten zur Kenntnis, aber er gibt nicht sogleich die Beweise ihrer Wahrheit, er führt nur die Zeugenaussagen an, die Art der bezeichneten Verbrechen, das öffentliche Gerücht und die Meinung rechtschaffener und unbescholtener Leute.

Aber wenn der Brief sich auch nicht an die breite Oeffentlichkeit wandte, sondern nur für einige wenige bestimmt war, konnte sein Inhalt und Zweck doch nicht verborgen bleiben. Es war auch keinem aufgegeben worden, ihn vertraulich zu behandeln und geheim zu halten. Die ihn

erhielten, besprachen ihn mit ihren Freunden und Vertrauten, und die Abgesandten des Bischofs, die im Lande umherreisten, zeigten ihn gewiß den Zeugen als Vollmacht.

So mußte der Inhalt herumkommen. Hierzu traten die vielen Besuche und Rundreisen des Bischofs selbst und seiner Stellvertreter, die Aufsehen machen mußten; hierzu trat die ganze Aufregung im Lande.

Daß auch der Mann, dem all dies galt, daß auch Gilles de Rais nicht ganz unbekümmert war, geht aus verschiedenen Umständen hervor. Er mußte wohl eine Vorahnung des Unwetters haben, das gegen ihn heraufzog. In einer gewissen Unruhe, die er nicht meistern konnte, mußte Prelati den bösen Geist befragen, ob er für die nächste Zukunft nichts zu besorgen habe; ob es keine Gefahr für ihn hätte, dem Herzog in Vannes und Josselin zu begegnen.

Als er aber die Reise glücklich hinter sich hatte, ohne daß ihm irgend etwas geschehen wäre, verfiel er wieder in die alte Sicherheit; er fühlte sich geborgen wie vorher. Er kam und ging, führte sein altes Leben weiter und setzte sein ruchloses Treiben fort. Nichts störte ihn. Alles war still.

Aber die Stille war trügerisch. Es war die unheimliche Ruhe vor dem Sturm, der ihn überraschen sollte: am 13. September traf ihn in Machecoul die Anklage.

Kaum sechs Wochen waren seit Erlaß des bischöflichen Briefes vergangen, und welchen Fortschritt hatte die Untersuchung in dieser kurzen Zeit gemacht. Inhalt und Ton waren ganz anders. Kein bloßer Verdacht, keine bloßen Zeugenaussagen mehr, sondern eine ausgesprochene Behauptung. Eine niederschmetternde Beschuldigung. Es war eine offne, unumwundene Kriegserklärung. Es war eine amtliche Vorladung für den Angeklagten, vor dem geistlichen Gericht zu erscheinen.

Der Bischof richtete sich nicht mehr an einige einzelne Männer, für die der erste Brief bestimmt war, sondern an ausdrücklich benannte niedere und höhere Würdenträger; an die Kirchenvorstände des Kirchensprengels Nantes, an die Vikare, Kaplane, an die Sachwalter und Gerichtsdiener von Stadt und Land. Er verpflichtete alle in gleicher Weise, sich an die Anweisungen in seinem Erlaß zu halten.

In wenigen Worten gibt der Bischof eine Uebersicht über den Gang der Sache, er führt zuerst die umlaufenden Gerüchte an und schildert

den Verlauf der geheimen Untersuchung. Der Augenblick sei gekommen, die Verbrechen zu sühnen und gegen den Schuldigen vorzugehen.

„Deshalb wollten wir nicht," fährt Jean de Malestroit fort, „daß so ungeheuerliche Dinge länger verborgen bleiben, daß die Ketzerei sich weiter ausbreitet und einem Krebs gleich um sich frißt, wenn sie nicht sogleich mit der Wurzel ausgerottet wird; weit entfernt davon, wollen wir vielmehr zu einem Heilmittel greifen, das ebenso schnell wie gründlich wirkt. Deshalb befehlen wir Euch, allen zugleich und jedem von Euch im besondern, durch diesen Brief unverzüglich und in der bestimmtesten Form, ohne daß der eine auf den andern zählt oder sich auf ihn verläßt, zu laden vor uns oder unser geistliches Gericht auf Montag, den 19. September, den oben bezeichneten Gilles, edlen Baron de Rais, der unserer Macht unterliegt und unserm Gericht unterstellt ist, und wir fordern ihn selbst auf durch diesen Brief, vor unseren Schranken zu erscheinen und Antwort und Rede zu stehen über die Verbrechen, die ihm zur Last gelegt werden. Vollführt also diesen Befehl, und jeder von Euch lasse ihn vollführen.

Gegeben zu Nantes, am Dienstag, den 13. September, im Jahre des Herrn 1440.

Im Auftrag des Bischofs von Nantes.

Jean Guiole."

So der Haftbefehl gegen Gilles de Rais.

Es muß auffallen, daß unter den bezeichneten Verbrechen die Verletzung kirchlicher Rechte gar nicht aufgeführt ist, daß in erster Reihe Verbrechen des gemeinen Rechts stehen, die die herzogliche Gewalt eher als die kirchliche hätte ahnden müssen. Die Gewalttat Gilles de Rais' in der Kirche von Saint-Etienne war also nicht viel mehr als ein Vorwand, gab dem Bischof nur die Handhabe, gegen den Marschall einzuschreiten. Unter den Gründen, die zur Verhaftung des Blutmenschen führten, war die Verletzung der Kirche nie angegeben; und auch in der Verhandlung spielte sie eine durchaus nebensächliche Rolle.

Aber der Bischof tat noch mehr. Er begnügte sich nicht damit, selbständig gegen den Baron vorzugehen; er versuchte auch, sich der Beihilfe der weltlichen Gewalt zu versichern. Ueberzeugt von der Schuld des Angeklagten, setzte er sich mit dem Herzog der Bretagne in Verbindung und bot sein ganzes Ansehen, seinen ganzen Einfluß auf, um auch ihn zu den nötigen Schritten gegen seinen

Vasallen zu bestimmen. Er machte sich zum Sprachrohr des Volkes und unterrichtete Jean V. von der allgemeinen Stimmung seiner Untertanen.

Im Namen der Gerechtigkeit und der wehrlosen Schwäche verlangte der Bischof von dem Fürsten, ihm hilfreiche Hand zu leisten, und der Herzog mußte wohl oder übel nachgeben und seinen Vasallen endgültig fallen lassen. Vielleicht war es Jean V. auch nicht unlieb, den Großen seines Landes unter dem sicheren Schutz der Kirche seine Macht zeigen zu können. Jedenfalls versicherte sich der Bischof, daß er die weltliche Macht auf seiner Seite und keinen Einspruch zu befürchten hätte. Danach entschloß er sich erst zu dem entscheidenden Schritt, den Haftbefehl gegen den Marschall zu erlassen.

Gilles de Rais befand sich gerade auf seinem Schloß Machecoul. Am Abend des 13. September oder am Morgen des folgenden Tages erschienen im Namen des Herzogs der bretonische Hauptmann Jean Labbé und im Namen des Bischofs von Nantes der Anwalt Robin Guillaumet mit bewaffneter Macht vor den Toren der Feste.

Vollständig überrascht, wußte der Marschall zuerst nicht, wie er sich verhalten sollte. Sollte er sich fügen oder sich widersetzen? Einige seiner Vertrauten, die um ihn waren, rieten ihm, Gewalt gegen Gewalt zu gebrauchen.

Aber der Baron war unentschlossen. Seine beiden Freunde Gilles de Sillé und Roger de Briqueville, die in solchen Augenblicken meist den Ausschlag gaben und für ihn zu handeln pflegten, hatten sich einige Tage vorher davon gemacht und ihren Gönner seinem Schicksal überlassen. Er war niedergeschlagen, gedrückt; ihm fehlte die Spannkraft und schnelle Entschlußfähigkeit.

Wohl konnte er eine Zeit lang widerstehen, wenigstens lange genug, um sein Heil in der Flucht zu suchen. Aber wenn er nun floh? Machte er sich damit nicht schuldig? Gab er damit nicht alle ihm zur Last gelegten Schandtaten zu? Und war es ihm überhaupt möglich, sich auf die Dauer zu verbergen? Konnte er bei seinem Namen, seiner Stellung für immer unerkannt bleiben, wo es auch sein mochte?

Durch offenbare Widersetzlichkeit konnte er seine Sache nur verschlimmern, das sah er wohl ein, und vielleicht hegte er auch die stille Hoff-

nung, durch scheinbare Unterwerfung oder durch eine angemessene Geldbuße aller Strafe los und ledig zu werden. Hatte er das Recht zu fürchten, wie irgend ein anderer gemeiner Sterblicher? War er nicht selbst Gerichtsherr auf seinen Besitzungen? War er nicht nur von sich allein abhängig?

Ihn schützte seine Macht, sein Name, seine Stellung, seine ruhmwürdige Vergangenheit. Wer wollte es wagen, öffentlich, vor aller Welt gegen ihn aufzutreten und ihn solcher Verbrechen zu zeihen? Und wer kannte sie überhaupt? Welcher Mensch von dem Volk da draußen konnte ihm etwas beweisen? Wer hatte etwas gesehen, das er aussagen und beschwören konnte? Wer hatte einen Blick in sein Schlafzimmer getan, des Nachts in aller Stille? Niemand. Kein Mensch! Also mochten sie kommen!

Er läßt die Zugbrücke nieder und öffnet die Tore seines Schlosses. Und hochaufgerichtet, lächelnd und spöttisch meint er:

„Ich hatte schon einmal die Absicht, Mönch zu werden; da kommt nun der Abt, daß ich mein Gelübde ablegen kann."

Und lächelnd gibt er sich in die Hände der Feinde.

Aber dieses Selbstvertrauen ist nicht von langer Dauer. Kaum sind die Abgesandten ins Schloß getreten, als sie auch schon alle Räume des Schlosses mit peinlichster Genauigkeit durchsuchen. Und Worte klingen an sein Ohr, wie Verbrechen, Bluttaten, Kindesmorde und dazu Bemerkungen, daß er zusammenfährt. Was sprechen sie da . . .? Woher wissen sie . . .?

Und seine Höflinge, seine Freunde und Diener verlassen ihn einer um den andern und laufen bei der erstbesten Gelegenheit davon. Einige werden gleich mit ihm auf der Stelle verhaftet, so Eustache Blanchet, den man in der Stadt festgenommen hat, Prelati, Henriet und Poitou.

Und alle stehen da und sind bleich vor Schrecken. Henriet sieht schon den Tod — wie er später gestand — den Tod und den Scheiterhaufen vor Augen und will sich mit seinem Dolch die Kehle durchschneiden, um nicht all die entsetzlichen Dinge aussagen zu müssen.

Inzwischen findet man ein Häuflein Staub, fein wie Asche, und man spricht von den letzten Ueberresten eines Kindes, das vielleicht am Abend vorher verbrannt worden ist. Man findet ein kleines Kinderhemd, das noch ganz blutig ist.

Haben die Achtlosen vergessen, es sofort während der Nacht zu verbrennen?

Endlich verliest der Anwalt des Bischofs den Haftbefehl, den er mit sich führt, und lädt de Rais vor das Gericht der Kirche. Der Marschall erbleicht, und ein Fluch kommt über seine Lippen.

Eine ganze Menschenmenge hat sich inzwischen aufgemacht, und bei der fröhlichen Botschaft lacht jedes Gesicht. Hoffnung! Hoffnung! Endlich kommt die Gerechtigkeit als Rächerin, die man längst mit Sehnsucht, mit Inbrunst erwartet, die strenge, unerbittliche Gerechtigkeit. Und die Menschen vergießen Tränen der Freude nach all den Tränen der Schmerzen . . .

Langsam entfernt sich die kleine Truppe Jean Labbés mit ihren Gefangenen. Und bei der Nachricht, daß sie in ihrer Mitte den Herrn de Rais führt, um ihn nach Nantes zu bringen, läuft das Volk überall zusammen.

Zuerst ein allgemeines Staunen, dann ein Seufzer der Erleichterung. Am selben Abend langt man in der Stadt an, und zu beiden Seiten der Straße, die nach dem Schloß zu geht, steht die Menge wie eine lange dichte Hecke, um sich an dem seltenen Schauspiel zu weiden.

Und der bretonische Edelmann, Baron de Rais, Herr de Laval, der Marschall von Frankreich und Waffenbruder des Herzogs, der Mitstreiter der Jungfrau von Orléans und Ratgeber des Königs schreitet gebunden und gefesselt wie ein gemeiner Missetäter seinem Gefängnis zu.

Aber noch ist er nicht gebeugt und gebrochen. Sein Gang ist fest, seine Haltung aufrecht und hart sein Gesicht. Stolz ist sein Blick, und sein schwarzes Auge blickt verächtlich über die wogende Menge.

VIII.

Gilles de Rais in Haft. — Die Richter. — Die Verhandlungen. — Die Zeugenaussagen. — Geständnisse und Reue des Angeklagten.

Der Gefangene wurde in einem oberen Raum des Schlosses Tour-Neuve in Nantes untergebracht, wo er während der ganzen Dauer der Verhandlung verblieb. Er wurde also nicht in ein gewöhnliches Gefängnis gesteckt und mit andern gemeinen Verbrechern zusammengetan, sondern genoß eine gewisse Schonung. Mit seinen Mitschuldigen dagegen verfuhr man ohne Rücksicht: Blanchet, Poitou, Henriet und selbst Prelati wurden ohne Unterschied ins Gefängnis geworfen.

Aber die hohe Stellung des Barons, vielleicht auch die alte Freundschaft derer, die jetzt seine Richter geworden waren, verschafften ihm eine gewisse Erleichterung. Als Gewahrsam wurde ihm im Schloß ein hohes, geräumiges Zimmer angewiesen, in das Licht und Luft freien Zutritt hatten.

Für die doppelte Verhandlung, die bevorstand, waren die Richter im voraus bestellt. Zwei Gerichte bildeten sich: ein geistliches für die Verbrechen, die gegen die Kirche begangen waren, und ein weltliches für die Aburteilung der gemeinen Verbrechen. Der Bischof von Nantes eröffnete die Verhandlungen, und der weltliche Richter folgte.

Jean de Malestroit entstammte einem altadligen Geschlecht und war schon zwanzig Jahre Bischof von Nantes, als er diese Streitsache zu führen hatte, die alle Welt beschäftigte. Als naher Verwandter, Kanzler und hauptsächlichster Berater des Herzogs konnte er bei Hof in der nötigen Weise auftreten und wirken; als hoher kirchlicher Würdenträger stand er über Mißgunst, Haß und Neid und konnte mit unbehinderter Tatkraft, mit völliger Freiheit des Handelns gegen den Marschall einschreiten. In seiner Unabhängigkeit brauchte er nach keiner Seite hin Rücksichten zu nehmen. So erklärt es sich, daß der Bischof vorging, wo alle andern zögernd und zagend stille standen und nicht wagten, sich offen gegen den mächtigen Edelmann zu erklären.

Vom 19. September ab nahm sich Jean de Malestroit — und zwar mit Zustimmung de

Rais' — einen Richter als Beihilfe, der an der Seite des Bischofs eine ziemlich bedeutende Rolle spielte. Es war Jean Blouyn, ein Klosterbruder vom Orden der „Frères-Prêcheurs" aus Nantes. Von dem Großinquisitor von Frankreich war er zum Vizeinquisitor der Stadt und des Sprengels Nantes ernannt worden. Er war 40 Jahre alt und zeigte sich in seinem Amt als ebenso maßvoller wie unparteiischer und gerechter Mann.

Ferner wurde zu den Verhandlungen der Geistliche Guillaume Chapeillon zugezogen, der mit dem Bischof schon alle Sorgen und Mühen der Voruntersuchung geteilt hatte. Als hauptsächliche Beisitzer walteten die Bischöfe Guillaume de Malestroit von le Mans, Jean Prégent von Saint-Brieuc, Denis de la Lohérie von Saint-Lô, der Priester Jacques de Pentcoetdic aus Nantes, der herzogliche Kanzler Pierre de l'Hospital, der den Zivilprozeß führte, der Anwalt Robin Guillaumet und noch vier andere Rechtsbeistände.

So setzte sich das Gericht zusammen. Die erste Verhandlung wurde auf den 19. September anberaumt, also fünf Tage nach der Verhaftung des Barons in Machecoul.

Nach allem, was uns überliefert ist, müssen die ganzen Verhandlungen geradezu in mustergültiger Weise geführt worden sein. Und das vor beinah fünfhundert Jahren, als man noch gar zu häufig zweierlei Recht kannte und ausübte. Und das gegen einen Mann, der so hoch stand, wie kaum einer im ganzen Lande, wie nur wenige im ganzen Reich.

Der Angeklagte sah sich strengen, aber gerechten und menschlichen Richtern gegenüber. Von Anfang bis zu Ende ging man mit der größten Vorsicht und weisesten Mäßigung vor. Die Sitzungen waren sehr häufig, und die Untersuchungen wurden mit peinlichster Genauigkeit geführt.

Nichts geschieht geheim, im verborgenen, sondern alles öffentlich, unter den Augen des Volkes. Man vernimmt als Zeugen nicht nur Leute niederen Standes, die natürlich gegen den Angeschuldigten eingenommen sein mochten, sondern die ehrenhaftesten Menschen von Ruf und Ansehen, die keinem zu Liebe und keinem zu Leide ihre Aussagen machen.

Und diese Anklagen werden dem Baron nicht vorenthalten, sondern ihm mitgeteilt und zu wiederholten Malen verlesen, in lateinischer und

in der Landessprache. Er wird seinen Mitschuldigen gegenübergestellt, die als Zeugen aufgerufen werden. Man gibt ihm jedes Verteidigungsmittel an die Hand; man bittet und droht schließlich, da er sich nicht erklären will, um ihn dahin zu bringen, daß er sich verteidigt oder ein Geständnis ablegt.

Man gestattet ihm sogar, den Zeugen selbst Fragen zu stellen, und tut alles, um ihm sein Recht zu schaffen. Von irgend welcher Gewalttätigkeit keine Spur. Die Androhung der Folter bleibt eine Drohung. Man überlegt lange, ob man sie anwenden soll; und als man den Entschluß gefaßt hat, genügt das bloße Versprechen Gilles', sein Schweigen aufzugeben, um einen Aufschub zu erwirken. Eine leidenschaftliche Parteinahme für den einen Teil und wider den andern macht sich nirgends bemerkbar.

Gewiß war vieles unvollkommen in der Führung dieser Streitsache, aber es lag an der Zeit, an den Einrichtungen, nicht an den Menschen, den Richtern.

So bieten die Verhandlungen gegen Gilles de Rais das Gegenstück zu dem Verfahren gegen die Jungfrau von Orléans. Beide sind wohl die berühmtesten Prozesse des ganzen Mittel-

alters, ja vielleicht bis in die neuere Zeit hinein, und nicht allein wegen der Sache selbst, sondern besonders wegen des weiten Widerhalls, den sie beide fanden. Und ebenso ungerecht und gehässig, wie man gegen die junge Retterin des Vaterlandes vorging, ebenso gerecht und unparteiisch verfuhr man gegen den Blutmenschen.

In der ersten Sitzung, die im großen Saal des Schlosses in Nantes abgehalten wurde, verlas der Ankläger Guillaume Chapeillon die Vorladung und brachte gegen den Angeschuldigten mehrere Punkte vor, die sich auf die Ketzerei bezogen. Das war vielleicht ein geschickter Schachzug, der Gilles de Rais sicher machen sollte. Denn es berührt merkwürdig, daß am Anfang keines von den Hauptverbrechen gestreift wurde, die der Bischof in seinem letzten Brief erwähnt hatte.

Gilles ließ sich auch fangen. Als die Vorlesung beendet war, erklärte er sogleich, daß er gewillt sei, dem Bischof von Nantes als seinem Richter Rede und Antwort zu stehen. Damit erkannte er von vornherein das Gericht an, vor dessen Schranken er stand.

Nachdem am 28. September in der bischöflichen Wohnung zahlreiche Zeugen verhört wor-

den waren, deren bejammernswerte Aussagen die Richter bis zu Tränen rührten, wurde Gilles de Rais auf den 8. Oktober von neuem vorgeladen, um auf die vorgebrachten Anschuldigungen zu entgegnen.

Die Aufregung war allgemein. Man war gespannt, wie der Marschall sich benehmen würde. Die Richter wie die Zeugen saßen an ihren Plätzen, und eine dichte Menschenmenge füllte den weiten Saal des Schlosses. Endlich öffnete sich die Tür, und der Marschall erschien. Und nicht wie ein Frevler und Uebeltäter, still, ergeben und niedergeschlagen, sondern fest und sicher, den Kopf hoch, die Miene herrisch und verächtlich, ganz der alte, der selbstbewußte und mächtige Große.

Und welche Gefühle mochten das Volk bewegen, als es diesen Mann auf der Anklagebank sah wie einen ganz gewöhnlichen Verbrecher, diesen Mann, der acht Jahre lang wie die Pest im Lande gehaust, der ihm das liebste geraubt hatte und dem man dennoch wehrlos gegenüberstand.

Es war eine denkwürdige Sitzung — denkwürdig besonders wegen des Auftretens des Angeklagten. Kaum hatte der Ankläger die Liste

der einzelnen dem Baron zur Last gelegten Verbrechen verlesen, als Gilles de Rais sich erhob und mit lauter Stimme gegen das Gericht Einspruch erhob, das er wenige Tage vorher anerkannt hatte.

Aber die Richter ließen sich nicht einschüchtern. Man entgegnete ihm, daß eine mündliche und nicht schriftliche Verwahrung in einer solchen Angelegenheit nichtig und leichtfertig wäre. Es war ersichtlich, daß de Rais sich einem Gericht entziehen wollte, dem er offenbar unterstand.

Die Richter ließen dem Angeklagten Zeit, und der Bischof und der Vizeinquisitor gewährten ihm einen Aufschub von mehreren Tagen. Er sollte seine Lage in aller Ruhe erwägen und überdenken, ob und was er auf die Anklage zu antworten hätte.

„Nichts ist wahr," rief de Rais zum Schluß, „nichts ist wahr von all dem, was man gegen mich vorgebracht hat. Ich nehme nur zwei Dinge aus: Die Taufe, die ich empfangen, und den Verzicht, den ich auf alle Werke des bösen Geistes geleistet habe; ich bin immer ein guter Christ gewesen und bin es noch heute."

Nach dieser stolzen Antwort erhebt sich der Ankläger und fordert de Rais auf, seine Aussage

zu beschwören und vor dem Bischof und dem Vizeinquisitor einen Eid abzulegen. Aber die Aufforderung ist vergeblich, man bittet ihn mehrere Male — alles umsonst. Gilles weigert sich hartnäckig und beständig, den Eid will er nicht schwören.

Ist es nicht sonderbar? Dieser Mann, der nichts Heiliges und Unverletzliches zu kennen scheint, der so viele Bluttaten und Grausamkeiten, die schamlosesten und widernatürlichsten Laster begangen hatte — dieser Mann hielt noch etwas hoch; er schreckte vor dem Falscheid zurück. Der Schwur galt ihm. Wie er den Treubruch für das einzige Verbrechen hielt, das er keinem Menschen, selbst seinen verruchten Mitschuldigen nicht, zutraute, so vermochte er ihn erst recht nicht zu begehen. Es gab eine letzte Grenze, die auch dieser gewissenlose Mann nicht überschreiten konnte, der sonst wahrlich keine Furcht kannte.

Ohne daß Gilles seinen Standpunkt verließ oder änderte, wurden die Verhandlungen fortgesetzt. Er blieb dabei, daß er dem gegenwärtigen Gericht nicht unterstände, verwarf es nach wie vor und rief eine andere, höhere Gerichtsbarkeit an. Und da er sah, daß seine Auflehnung nichts nützte, da die Anklage ihn immer gewich-

tiger und schwerer belastete, verließen ihn seine Ruhe und Selbstbeherrschung. Er ließ sich zu den wildesten Beschimpfungen und Schmähungen hinreißen und machte sich zum Ankläger seiner Richter.

Diese Sitzung vom 12. Oktober begann des Morgens um 9 Uhr. Inmitten seiner Wache wurde Gilles de Rais in den Saal geführt. Die Anklageschrift, die alsbald verlesen wurde, teilte sich in drei Teile: der erste führte die Kindesmorde auf, der zweite die Verbrechen der Zauberei und der schwarzen Kunst, der dritte endlich die Verletzung der kirchlichen Rechte.

Nach den einleitenden Worten, die die Zuständigkeit des versammelten Kirchengerichts darlegten, folgte die Aufzählung der hauptsächlichsten Verbrechen, die dem Angeklagten zur Last gelegt wurden.

Zuerst die Kindesmorde. Und die Stimme des Redners, die so lange hart und trocken war, wird weich und bewegt, wie er von dem unersetzlichen Verlust spricht, den so viele Väter und Mütter zu beklagen haben, von ihrem Jammer und ihren Tränen. Er führt die einzelnen Fälle an, nennt die Namen und bezeichnet die Zeugen. Beweise über Beweise. Und er schildert in düsteren Farben, wie die armen Kinder erwürgt,

getötet, zerstückelt, verbrannt und ohne Scham, ohne Menschlichkeit behandelt wurden; wie der Frevler nicht Kindheit und Jugend, nicht Anmut und Schönheit geschont hat.

Und dann geht der Ankläger auf die Ketzerei und Zauberei über, kennzeichnet die Verbrechen dieser Art und führt all die einzelnen Orte auf, an denen die Geisterbeschwörungen abgehalten wurden, den niedrigen Saal im Schloß Tiffauges und die angrenzenden Gehölze. Und die Schuldigen werden genannt und die bösen Geister aufgeführt: Barron, Orient, Beelzebub und Belial.

Die Zuhörer werden eingeweiht in das ganze dunkle Treiben der schwarzen Kunst, hören von geheimnisvollen Zeichen und Kreisen und Kreuzen, von Weihrauch, Myrrhe und Aloe, von brennenden Kerzen und geweihtem Feuer, von Anbetungen und Beteuerungen, Spenden und Opfern und von dem Letzten, dem Schrecklichsten: von dem Bund des Marschalls mit dem Bösen und seinen Geistern, von dem Schriftstück, das er mit seinem eigenen Blut gesiegelt.

Und zum Schluß die Gewalttat gegen die Kirche, das Eindringen Gilles de Rais' in das Gotteshaus von Saint-Etienne-de-Mer-Morte, die Mißhandlung und eigenmächtige Gefangen-

setzung des Geistlichen Jean le Ferron. Und diese Taten hat Gilles de Rais nicht nur begangen, er hat sich ihrer auch gerühmt, öffentlich und vor aller Welt, wie eine ganze Anzahl einwandfreier Zeugen bestätigen kann.

Das sind alle die Verbrechen, die die Anklage der Reihe nach aufführt und kennzeichnet. Die allgemeine Meinung und Stimme des Volkes nennen Gilles de Rais „einen Ketzer und Rückfälligen, einen Zauberer, Wollüstling, Beschwörer böser Geister, Wahrsager, Kindesmörder, Hexenmeister, Abtrünnigen und Götzendiener."

Alle diese Verbrechen sind der größte Schade für den katholischen Glauben, für die heilige Kirche, unsere Mutter, und den Staat; sie sind ein verderbliches Beispiel für viele andere und die größte Gefahr für das Seelenheil Gilles' selbst.

Und dann bittet der Ankläger die Richter, sich ein klares Urteil zu bilden und den Baron für doppelt schuldig zu erklären. Er verlangt, daß de Rais die verdiente Strafe erleidet und gerichtet wird nach den Vorschriften des Rechts.

Und wie nimmt der Angeklagte die niederschmetternde Anklage auf? Er fühlt wohl, daß für ihn alles auf dem Spiel steht, daß es um

Leben und Tod geht, daß ihm Schlimmes bevorsteht: ewige Schande. So wird er immer unruhiger, und seine Erregung wächst mit jedem Augenblick. Er läßt sich hinreißen und unterbricht den Ankläger oft durch laute Ausrufe. Und als der Bischof und der Vizeinquisitor ihn fragen, ob er sich unterwerfen und auf die einzelnen Punkte antworten will, entgegnet er kurz und schroff, daß er auf solche Dinge nichts zu erwidern habe und daß im übrigen sie beide nicht seine Richter seien. Und schließlich, da er den kochenden Zorn, die brodelnde Wut seines Innern nicht mehr bändigen kann, überschüttet er seine Richter mit Beschimpfungen und Schmähworten.

Er springt auf und seine Stimme dröhnt durch den Saal:

„Ihr Heuchler! Ihr Hallunken! Ihr meine Richter? Solchen Geistlichen, solchen Richtern antworten? Lieber laß ich mich hängen, einen Strick um den Hals!"

Vergebens versucht man ihn zu beruhigen und zur Vernunft zu bringen. Jedes Wort, das man an ihn richtet, reizt ihn nur noch mehr. Er schont selbst nicht den Bischof und wirft ihm eine verächtliche Redensart ins Gesicht.

Im ganzen Saal bricht ein Sturm der Entrüstung los, aber der Ankläger bleibt unerschütterlich. Zum zweiten Mal bittet er die Richter, den Baron zu fragen, ob er Rede stehen will oder nicht.

„Ich sage Euch noch einmal," ruft der Marschall, „daß ich nichts zu antworten habe!"

Aber der Ankläger läßt nicht nach, die Richter fordern Gilles auf und mahnen ihn, sein Schweigen zu brechen. Doch auf alle Bitten und Drohungen antwortet Gilles mit der selben Schroffheit und Heftigkeit:

„Kenn ich nicht vollkommen den katholischen Glauben? Die mich anklagen, ihn verraten zu haben, wissen die nicht, wer ich bin? Ich bin überzeugter Christ und guter Katholik. Ich bekenne und gestehe, daß ich gerade gegen den katholischen Glauben gehandelt hätte, wenn ich die mir zur Last gelegten Verbrechen begangen hätte; ich würde ihn verletzt haben, ich würde ihn noch verletzen; von all diesen Dingen da weiß ich nichts, weiß ich gar nichts."

Und den Stellvertreter des Herzogs fährt er höhnisch an:

„Ich will nicht gebunden sein durch irgend ein geistliches Vorrecht, ich bin erstaunt, daß Ihr,

der Kanzler der Bretagne, geistlichen Richtern gestattet, sich in die mir vorgeworfenen Verbrechen einzumischen, daß Ihr überhaupt duldet, daß man mich solcher Schändlichkeiten bezichtigt!"

Die Absicht, die Gilles verfolgte, war klar. Er wollte die Dinge in die Länge ziehen, inzwischen seinen Einfluß aufbieten, vielleicht seine Richter zu bestechen versuchen, wenigstens Zeit gewinnen; ein Aufschub konnte für ihn das Leben bedeuten.

Aber er täuschte sich. Mit seinem Ruf, mit seinem Namen war auch seine Macht dahin. Der Kanzler antwortete ihm, daß das Kirchengericht zu Recht bestehe, und riet ihm zum letzten Male, auf die Anklage zu antworten, wenn er sich unschuldig fühlte; es wäre sein eigner Vorteil, in die dunkle Sache Licht zu bringen; es handelte sich um seine Ehre, um sein Leben.

Da aber Gilles sich nicht beugen wollte, sprach das Gericht seinen Spruch: es erklärte ihn für schuldig und verhängte den Bannfluch über ihn.

Dieses Urteil wurde öffentlich bekannt gemacht. Außerdem wurde beschlossen, die Verhandlungen fortzusetzen. Der Angeklagte aber wollte den Richterspruch so wenig wie seine Richter aner-

kennen, und stolz, hochaufgerichtet wie immer verließ er auch an diesem Tage den Saal.

Die Richter konnten nicht hoffen, daß eine kurze Spanne Zeit eine Veränderung in Gilles hervorbringen würde, und setzten die Verhandlungen daher für zwei Tage aus.

Und in der Tat: diese beiden Tage brachten den Umschwung. Langsam vollzog sich die innere Wandlung in dem Gefangenen; langsam wurde dieser harte, eiserne Mensch weich, schmolz dieses eisige Herz.

Das Erstaunen der Richter war groß, als Gilles wieder vor den Schranken erschien. So abweisend und hochmütig er bisher aufgetreten war, ebenso ergeben und fügsam zeigte er sich jetzt. Zuerst war er still. Als der Ankläger, der Bischof und der Vizeinquisitor wieder fragten, ob er sich nun endlich entschlossen habe, zu antworten, äußerte er noch, daß er nichts zu sagen hätte.

Als ihm dann, wie schon oft, die Frage vorgelegt wurde: „Erkennt Ihr an, daß wir hier Eure rechtmäßigen Richter sind?", da entgegnete er ganz unerwartet:

„Ja, als meine Richter erkenne ich an den Herrn Erzbischof von Nantes, den Inquisitor

Guillaume Mérici und den Vizeinquisitor Jean Blouyn als seinen Stellvertreter; und weiterhin gebe ich zu, daß ich die mir zur Last gelegten Verbrechen innerhalb der Grenzen ihrer Gerichtsbarkeit begangen habe."

Und noch mehr. Nach diesem Geständnis bittet er in anscheinender Reue und Aufrichtigkeit, unter einem Strom von Tränen, den Bischof, den Vizeinquisitor und die andern Geistlichen um Entschuldigung, daß er sie mit Worten beleidigt und beschimpft hätte.

Ganz überrascht von dieser Wandlung erklären der Bischof und der Vizeinquisitor, daß sie ihm um der Liebe Gottes willen gern alle Schmähungen verzeihen, die er ihnen zugefügt hat. Und der Ankläger benutzt sofort den günstigen Augenblick und hält den Marschall bei seinem Versprechen fest. Die Verhandlung beginnt, und Gilles erklärt sich bereit, Rede und Antwort zu stehen; er will die Wahrheit gestehen und nichts verbergen.

Aber er ist noch immer vorsichtig. Er gibt dies und das zu, ist jedoch weit entfernt, ein volles Geständnis abzulegen. Als von der schwarzen Kunst, von seinen Versuchen, Geister zu beschwören, die Rede ist, ruft er aus:

„Es ist wahr, daß ich die Taufe empfangen und dem Dämon entsagt habe; daß ich aber selbst böse Geister beschworen oder durch andere habe beschwören lassen, daß ich ihnen Opfer dargebracht oder habe darbringen lassen, nichts ist falscher."

Und er erzählt sein Abenteuer mit dem ketzerischen Soldaten in Angers, der ihm ein Zauberbuch gegeben und mit dem er zu wiederholten Malen gesprochen habe.

Aber weiter geht er nicht. Alles andere leugnet er noch.

„Nein," behauptet er, „ich habe niemals den Geist angerufen, und wenn mein Ankläger mir durch Zeugen beweisen kann, daß ich selbst den bösen Geist angerufen habe oder habe anrufen lassen, daß ich mit ihm selbst einen Bund geschlossen habe oder habe schließen lassen, daß ich ihm selbst Spenden und Opfer dargebracht habe oder habe darbringen lassen, gut, dann will ich lebendig verbrannt werden!"

Und ferner: „Ihr mögt mir alle Zeugen gegenüber stellen, die Euch gut scheinen, Ihr mögt sie befragen über die verschiedensten Punkte der Anklage und worüber Ihr wollt, ich erkenne

im voraus das ganze Gewicht ihrer Aussagen an."

Damit war viel gewonnen worden, vor allem eins: Gilles hatte seine Richter anerkannt. Und sofort begann man mit dem Zeugenverhör.

Die Mitschuldigen des Marschalls wurden vorgeführt und sogleich vereidigt: François Prelati, Henriet, Poitou, die Meffraye usw. Und alle schwuren, sich weder von Haß noch Liebe, von Freundschaft noch Feindschaft, von Furcht noch Hoffnung leiten zu lassen und die reine Wahrheit zu sagen. Auch Gilles de Rais erneuerte sein Versprechen.

Die Richter fragten ihn: „Wollt Ihr selbst Fragen stellen, und sollen die Zeugen antworten? Wenn das Euer Wunsch ist, stimmen wir gern zu, und damit Ihr Euch noch freier bewegen könnt, geben wir Euch zwei Tage, heute und morgen, um darüber nachzudenken."

„Nein," entgegnete Gilles, „ich verlasse mich in allem auf das Gewissen der Zeugen."

Hierauf wurden sie in einen benachbarten Saal geführt und einer nach dem andern vernommen.

Und jetzt geschah etwas, das niemand erwartet hatte. Sobald die Genossen seiner Schand-

taten hinausgegangen waren, fiel Gilles inmitten der ganzen Versammlung auf die Knie, und schweratmend, mit tränenerstickter Stimme bat er den Bischof und den Vizeinquisitor, den Bannfluch von ihm zu nehmen, den sie gegen ihn ausgesprochen hätten.

Und gern gab der Bischof seinem Wunsch nach; er legte ihm eine angemessene Strafe auf und nahm ihn wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen auf. Die Aufhebung wurde auch öffentlich bekannt gemacht und im Sitzungssaal angeschlagen.

Am 17. Oktober machten die wichtigsten Zeugen ihre Aussagen. Es waren die Diener und Mitschuldigen des Marschalls selbst, deren Geständnisse das allergrößte Gewicht hatten. Glaubte Gilles, daß sie ihn schonen, daß sie nicht all das Furchtbare zugeben würden, was sie in seinem Auftrag, auf seinen Befehl getan hatten?

Wenn er die geheime Hoffnung hegte, sollte er sich bitter täuschen. Denn ohne Zwang, ohne peinliche Befragung und Folter bekannten sie alle ohne Unterschied frei und offen, was geschehen war. Ihre Geständnisse waren ebenso umfassend wie niederschmetternd für den Angeklagten.

Die ganze Reihe der unheimlichen Bluttaten zieht vor den Richtern vorüber: die Geisterspenden, die Menschenopfer, die Kindermorde, entsetzliche Einzelheiten über die Leiden und Qualen der schuldlos Dahingeschlachteten. Und kein Widerspruch, keine Abweichung in all den Aussagen: es sind die selben Ereignisse, die selben Orte, die selben Zeiten, die immer wiederkehren. Es hat fast den Anschein, als ob diese Menschen, die einzeln und getrennt von einander die Wahrheit bekundeten, in ihrem Gefängnis übereingekommen wären, die selben Dinge zu erzählen: so genau decken sich die Berichte.

Hörte Gilles vom benachbarten Zimmer, das ihm als Gefängnis diente, die Angaben seiner früheren Helfershelfer und Freunde? Wußte er, daß sie die Wahrheit sprachen und ihn fallen ließen? Mochte er dessen auch nicht sicher sein, sein Gefühl sagte es ihm wohl, daß er von ihnen nichts zu hoffen hatte, daß er verloren war. So ließ denn der gewalttätige und selbstherrliche Mann die Maske fallen und gab der Wahrheit die Ehre.

Gewiß war die Zeit der Gefangenschaft nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er, der sein Lebtag nicht ohne Gesellschaft, nicht ohne lär-

mende Genossen gewesen war, der sich nie mit sich selbst beschäftigt hatte, er war nun allein und auf sich selbst angewiesen — Tage um Tage, Nächte um Nächte.

Er konnte sich nicht aussprechen, konnte sich nicht Rat holen, hatte keinen um sich, der ihm in seinen Nöten zur Seite stand. Er hörte niemand, und niemand hörte ihn. Nur seine Schritte hallten wieder in dem weiten Raum, der ihm angewiesen worden war. Er war allein — allein. Und womit sollte er sich anders befassen, worüber sollte er nachdenken als über sich und sein Schicksal? Was gab es weiter für ihn auf der Welt, als sein Leben, sein Verhängnis?

Oft genug mochte sich die Vergangenheit ihm aufrollen. Wie viele Schätze waren ihm nicht in die Wiege gelegt worden, nach denen andere Sterbliche ihr ganzes Leben lang vergeblich ringen und trachten, und wie hatte er sie benutzt? Und wenn er alle Wünsche frei gehabt hätte, er hätte kaum mehr begehren können, als er besaß: einen großen berühmten Namen, ein reines, fleckenloses Wappen, unermeßliche Reichtümer, die herrlichsten Besitzungen, Ansehen, Ehre und Macht.

Voll Tatendrang und Ruhmsucht war er ausgezogen, hatte für das Vaterland gestritten, und das Glück hatte seiner Jugend gelächelt. Seine Taten waren in aller Munde gewesen, und sein König hatte ihn geehrt vor allen andern, das Volk hatte ihn als Helden gefeiert und umjubelt.

Und nun — —?

Nun saß er da wie ein gemeiner Verbrecher, der entsetzlichsten Ausschweifungen und Bluttaten angeklagt, in einem Schloßturm, in engen vier Wänden, in einem Käfig — er, der einst sein Land nicht übersehen konnte, der fast unumschränkte Herr eines weiten Gebietes, der Freund und Waffenbruder eines Herzogs, der Marschall von Frankreich! Wer von seinesgleichen war so hoch gestiegen und war so tief gefallen? Niemand. Niemand. Und wer trug die Schuld? Er allein, er ganz allein.

Und mußte nicht jeder seine Schuld büßen? Hatte er sein Los nicht verdient, tausendmal verdient? Und ließen ihm die Richter nicht alle Gerechtigkeit widerfahren? Nahmen sie nicht jede mögliche Rücksicht auf ihn? Hatte er sich über Härten, über Gehässigkeiten zu beklagen? Nein.

Und die Zeugen, seine Mitschuldigen? Wenn sie nichts verhehlten, nichts beschönigten, wenn sie die volle Wahrheit bekannten, hatten sie nicht recht? Was sollten sie tun, da ihnen kein Ausweg blieb? Mußten sie nicht auch an sich denken? Verschlimmerten sie nicht ihr Schicksal, wenn sie trotz ihres Eides Falsches aussagten und sich aufs Leugnen legten? Und wenn sie es täten, was würde es nützen? Nichts. Denn da waren so viele andere Zeugen, Männer und Frauen, und die Beweise erbracht.

Nach all dem war es kein Wunder, wenn Gilles schließlich jeden Widerstand aufgab, wenn er in einem offenen Geständnis sein letztes Heil sah. Aber dieses Geständnis allein erhebt ihn noch nicht über seines Gleichen; tausend andere haben das selbe getan und sich schließlich zu einem offenen Bekenntnis bequemt, da sie keine andere Rettung mehr erwarteten. Wenn Gilles de Rais am Ende die Wahrheit eingestand, so brauchte sich deshalb der innere Mensch noch nicht zu reinigen und zu läutern.

Aber über diesen Verlorenen kam die Erkenntnis seiner selbst, die Reue über seine Untaten, Mitleid und Erbarmen mit den Opfern, die er hingeschlachtet hatte. Ihn erfaßten Ab-

scheu und Ekel vor sich selbst. Und fremdes Leid griff an sein Herz. Tränen stürzten aus seinen Augen, und diese Tränen waren echt. Sie rührten die Richter, die doch alles Ungeheuerliche mit eigenen Ohren vernommen hatten; sie rührten auch das Volk, dem er Unsagbares angetan hatte.

Am Ende seines Lebens fand sich Gilles wieder; er richtete sich auf aus allem Schlamm und Schmutz, mit dem er sich besudelt hatte. Der Unmensch wurde wieder Mensch . . . .

Als sämtliche Zeugen ihre Angaben gemacht hatten, fehlte nichts als das offene Geständnis des Angeklagten. Der 20. Oktober brachte es. Als die Richter ihn fragten, ob er einen Tag zur Verlesung der Zeugenaussagen angesetzt wünschte, entgegnete Gilles:

„Das ist nicht nötig in Anbetracht der Geständnisse, die ich bereits gemacht habe und die ich noch machen werde."

„Wollt Ihr, daß die Worte und Berichte der Zeugen öffentlich bekannt gegeben werden?"

„Ja," antwortete Gilles.

Als die Verlesung beendet war, fügten die Richter die Frage hinzu: „Habt Ihr etwas gegen die Zeugen oder ihre Aussagen zu erwi-

dern? Wollt Ihr irgend einen Punkt berichtigen?"

„Nein," rief der Marschall laut und fest.

Sofort erhebt sich der Ankläger. Er erklärt, daß dieses Geständnis Gilles' den Zeugenaussagen und Bekundungen das größte Gewicht beilegt, die Verbrechen bestätigt und die Person des Schuldigen erweist.

Um aber die ganze Wahrheit zu enthüllen, stellt er den Antrag, den Baron der peinlichen Befragung und der Folter zu unterwerfen. Der Bischof und der Vizeinquisitor wenden sich an die Beisitzer und bitten um ihre Meinung; einstimmig wird beschlossen, die Folter beim Angeklagten anzuwenden.

Am folgenden Morgen gegen 9 Uhr versammeln sich die Richter. Gilles erscheint bleich und zitternd. Die Angst vor der Folter malt sich auf seinen Zügen.

Er bittet die peinliche Befragung aufzuschieben; er verspricht auch nichts mehr zu verschweigen und seine Richter nach allen Seiten zu befriedigen. Und sein Wunsch wird ihm sogleich gewährt. Die Folter soll nicht nur aufgehoben, sie soll überhaupt nicht angewendet werden, wenn er ein unumwundenes Geständnis ablegen will.

Am Nachmittag des selben Tages versammeln sich die Richter in einem Saal des Schlosses. In einem benachbarten Raum werden die Vorbereitungen zur Folter getroffen, aber ohne Wissen des Marschalls. Als alle versammelt sind, ergreift Gilles das Wort, und frei, ohne irgend welche Anwendung von Zwangs- oder Gewaltmaßregeln, bekennt er sich der ihm zur Last gelegten Verbrechen schuldig.

Der Kanzler der Bretagne befragt ihn zuerst über die Entführung und den Mord der Kinder, über die Verbrechen, die er an ihnen begangen, und die Einzelheiten der Ausführung; endlich über die Beschwörungen der Geister, die Beteuerungen, Spenden und blutigen Opfer ihnen zu Ehren. Der Baron räumt alle Verbrechen ein, die er verübt hat.

„Wo und wie lange Zeit habt Ihr sie begangen?“

„Im Schloß Champtocé; aber ich weiß nicht seit welcher Zeit. Ich weiß nur, daß ich in dem Jahr anfing, als mein Großvater Pierre de Craon starb.“

„Und wer gab Euch den Gedanken ein, solche Verbrechen zu begehen?“

„Niemand, nur meine Einbildung hat mich soweit gebracht; der Gedanke ist nur aus mir selbst entstanden, aus meinen Träumen, meinen täglichen Vergnügungen und meiner Neigung zum Laster; ich habe immer nur das Verlangen gehabt, meine Begierden zu sättigen."

Als der Kanzler Pierre de l'Hospital sich wunderte, daß die Ursache aller Verbrechen in ihm selbst liegen sollte und ihn aufforderte, ihm den wahren Grund anzugeben, rief Gilles aus: „Ah, Monseigneur, Ihr quält Euch und mich auch!"

„Nein, ich quäle mich nicht, aber ich bin sehr verwundert über das, was Ihr mir sagt, und kann mich nicht einfach damit zufrieden geben. Deshalb wünsche und verlange ich, die reine Wahrheit zu wissen und die Gründe zu erfahren, nach denen ich schon so oft gefragt habe."

„Wahrhaftig, ich hatte keinen andern Grund, keine andere Absicht als die, die ich Euch angegeben habe; ich habe Euch doch größere Dinge gesagt, als das hier, und genug, um zehntausend Menschen sterben zu lassen."

Als in der selben Sitzung die Geisterbeschwörungen zur Sprache kamen, wurde auch François Prelati gerufen, und er wie Gilles gaben

zu, solche Versuche gemacht und dabei Kinderopfer dargebracht zu haben.

„Ich habe selbst," gestand der Baron, „zwei oder drei Anrufungen beigewohnt, besonders in meinem Schloß Tiffauges und in Bourgneuf, aber ich habe niemals einen Dämon gesehen oder gehört, obwohl ich durch Meister François dem Baron eine Schrift meiner Hand und mit meinem Blut gesiegelt habe überreichen lassen; darin verpflichtete ich mich, alles nach seinem Willen zu tun, aber mit der ausdrücklichen Bedingung, daß meine Seele und mein Leben vor jeder Gefahr geschützt blieben; zur selben Zeit versprach ich ihm die Hände, die Augen und das Herz eines Kindes."

Als Prelati nach diesem Geständnis abgeführt wurde, wandte sich Gilles seinem Freunde zu, sah ihn traurig an und sagte — es waren die letzten Worte, die er zu ihm sprach —:

„Lebt wohl, François, mein Freund! In dieser Welt werden wir uns nie wiedersehen. Ich bitte Gott, daß er Euch Geduld und Einsicht schenkt; und seid gewiß, daß, wenn Ihr Eure Hoffnung auf Gott setzt, wir uns in der großen Freude des Paradieses wiedersehen werden. Betet zu Gott für mich, und ich werde für Euch beten!"

Und nach diesen Worten umarmte er Prelati und nahm Abschied von ihm.

Aus allem geht hervor, daß Gilles sich in sein Schicksal ergeben hatte. Er verweigerte keine Antwort mehr, er lehnte sich nicht auf und empörte sich nicht mehr. Er hatte abgeschlossen mit diesem Leben und keine Hoffnung mehr für die Zukunft. Und seine Seele suchte den Frieden. Der mittelalterliche Mensch, der aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgestoßen worden war, kam sich wie ein Geächteter, Verbannter vor, den alle mieden.

So ließ er sich wieder aufnehmen in den Schoß der Kirche, er beichtete seine Sünden, und sie wurden ihm vergeben. Er kehrte zurück zu dem Glauben seiner Väter und fand Trost im Gebet.

Die Geschichte ist auch diesem Blutmenschen Gerechtigkeit schuldig. Sie hat ihn gezeigt in seiner ganzen Scheußlichkeit, wie er Greuel über Greuel, Verbrechen über Verbrechen häufte; wie er alles Menschliche abstreifte und zu einem grausamen, wollüsten Tier herabsank. So muß sie ihn auch zeigen, wie er sich langsam erhebt aus Schmutz und Schlamm, wie er zur Erkenntnis sei-

ner selbst kommt und als ein innerlich Geläuterter seine letzten Erdentage verbringt.

Am 22. Oktober stand er noch einmal vor seinen Richtern und bekannte öffentlich, daß alles wahr wäre, was er tags zuvor vor dem Bischof und Kanzler gestanden hätte, und daß alle Angaben in der Anklageschrift durchaus der Wirklichkeit entsprächen.

Ja, noch mehr: er erklärte mit Tränen in der Stimme, daß er seit seiner Jugend noch viel schlimmere und ungeheuerliche Dinge begangen hätte, als alle die ihm zur Last gelegten, und er wendet sich an alle Zeugen und Zuhörer im Saal und ruft laut:

„Wenn ich Gott, meinen Retter, so oft verletzt habe, so ist, ach, die schlechte Leitung Schuld, die ich seit meiner Jugend gehabt habe: Ich ging zügellos allen meinen Vergnügungen nach, und niemand hielt mich vom Bösen zurück."

Und die Väter und Mütter warnte er mit eindringlichen Worten: „O Ihr, die Ihr Kinder habt, ich bitte Euch, unterrichtet sie in der guten Lehre und führt sie sorgfältig auf den Weg der Tugend!"

Gilles wollte sogar seine Geständnisse zu Nutz und Frommen der ganzen Menschheit auf-

bewahrt wissen. Weit entfernt, irgend etwas zu verbergen oder auch nur zu mildern und abzuschwächen, wollte er, daß sein Bekenntnis in der allen verständlichen Landessprache öffentlich bekannt gemacht würde. Denn die meisten, die den Saal dicht gedrängt füllten, verstanden nicht die lateinische Sprache, in der seine Geständnisse abgefaßt waren.

„Durch diese Geständnisse," erklärte er selbst, „durch die Angabe der Untaten, die ich begangen habe, durch die Scham, die mir ins Gesicht steigt, hoffe ich leichter vor Gott Gnade und Vergebung meiner Sünden zu erhalten; ich hoffe, daß er sie leichter vergessen wird in seiner Gnade und Barmherzigkeit. Meine ganze Jugend ist in Tafelfreuden dahingegangen; ich folgte ganz meinem Innern, nichts war mir heilig, und alles Böse, was ich tun konnte, tat ich; darauf setzte ich alle meine Hoffnungen, alle meine Gedanken und Wünsche; alles, was verboten, was ehrenrührig war, reizte mich, und um es zu erlangen, gebrauchte ich alle Mittel, so schändlich sie auch sein mochten. Väter und Mütter, die Ihr mich hört, und Ihr alle, Freunde und Angehörige junger Leute, die Ihr lieb habt, ich bitte Euch, wacht über sie! Bildet sie durch gute

Sitten, gute Beispiele und gesunde Lehren! Nährt ihre Herzen damit und vor allem: scheut Euch nicht, ihre Fehler zu verbessern, damit sie nicht wie ich in den selben Abgrund gleiten!"

Aus einem solchen Munde solche Worte, die die eigene schmerzliche Erfahrung sprach, mußten einen tiefen Eindruck auf alle Zuhörer machen. War es nicht erbarmungswürdig mit anzusehen, wie dieser kraftvolle Mann dem Laster verfallen war? Und das allgemeine Mitgefühl wuchs, als Gilles nach Vorlesung seiner Geständnisse in französischer Sprache selbst die traurige Erzählung seiner Taten begann, einfach und schlicht, ohne sich zu verteidigen, ohne irgend etwas zu beschönigen. Und wie klar erkannte er das Grundübel, die Ursache seines verruchten Lebens.

„Der Müßiggang", sagte er, „die Tafelfreuden und der allzuhäufige Genuß heißer Weine — das sind die drei Gründe meiner Laster und Verbrechen. O Gott, ich bitte um Vergebung und Erbarmen. Und ihr, Angehörige und Freunde der Kinder, die ich so grausam umgebracht habe, und gegen wen ich auch gesündigt, wem ich auch Schaden getan habe, ob anwesend oder abwesend und wo Ihr sein mögt, als Christen und Gläubige bitte ich Euch auf den Knien

und unter Tränen, leiht mir, ach, schenkt mir den Beistand Eurer frommen Gebete!"

Die widerstreitendsten Gefühle bewegen die Menge. Man ist überall erschreckt, entsetzt, und zugleich kann man sein Mitgefühl nicht verbergen und ist ergriffen und gerührt.

Aber plötzlich wird alles still. Man steht gespannt: der Ankläger Guillaume Chapeillon erhebt sich und nimmt das Wort. Nach einem solchen Geständnis des Angeklagten selbst und nach allen den Zeugenaussagen haben die Richter keine Veranlassung mehr, ihren Urteilspruch länger hinauszuschieben.

So setzten denn der Bischof von Nantes und der Vizeinquisitor mit Einwilligung des Marschalls die Verkündigung des Urteils auf den 25. Oktober fest.

Das Urteil lautete:

„Versammelt im Namen des Heilandes, wir, Jean, Bischof von Nantes und Bruder Jean Blouyn, Gelehrter in der heiligen Schrift und Abgesandter des Inquisitors für Ketzerei in der Stadt und dem Sprengel Nantes, vom Orden der Frères-Prêcheurs von Nantes, in richterlicher Sitzung und nur Gott allein vor Augen; nach Ansicht und Billigung unserer

hier anwesenden Herren Bischöfe, Rechts- und Schriftgelehrten, die in unserm Namen und im Namen des Anklägers gegen Gilles de Rais, unseren Untertanen und unserer Gerichtsbarkeit Unterworfenen, aufgerufen wurden; nach sorgfältiger schriftlicher Aufzeichnung dieser Aussagen; nach Anhörung seiner eigenen freiwilligen und in unserer Gegenwart ausgesprochenen Geständnisse, nach genauer Abwägung und Betrachtung aller Gründe, die unsern Entschluß bestimmt haben, verkündigen, beschließen, erklären wir, daß Du, Gilles de Rais, gefordert vor unser Gericht, der Zauberei, der Abtrünnigkeit, der Geisterbeschwörungen in schändlicher Weise schuldig bist, daß Du Dir für diese Verbrechen den Bannfluch und alle andern vom Gesetz festgesetzten Strafen zugezogen hast; und endlich daß Du bestraft und gezüchtigt werden mußt als Zauberer, Abtrünniger und Geisterbeschwörer, wie das Gesetz es will und das kanonische Recht es fordert."

Diese drei Verbrechen der Ketzerei, Abtrünnigkeit und Geisterbeschwörung fielen unter die Gerichtsbarkeit der Inquisition, aber die übrigen gehörten nicht in ihr Gebiet; deshalb fällte

der Bischof erst allein ein Urteil, dessen Schluß lautete:

„Deshalb verkündigen, beschließen, erklären wir, daß Du, Gilles de Rais, widernatürliche Verbrechen an den Kindern beider Geschlechter begangen hast; daß Du eine Kirchenschändung verübt und die Heiligkeit der Kirche verletzt hast; daß Du Dir durch diese Verbrechen den Bannfluch und alle andern vom Gesetz festgesetzten Strafen zugezogen hast und daß Du infolgedessen für Dein Seelenheil gestraft und gezüchtigt werden mußt, so wie es das Gesetz will und das kanonische Recht es fordert."

Nach Verkündigung des Urteils fragten der Bischof und der Vizeinquisitor den Marschall, ob er seine Irrtümer bekennen und sich von ihnen lossagen wolle, um wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Und als er die flehende Bitte ausgesprochen hatte, wurden ihm die geistlichen Rechte wiedergegeben, die er durch seine kirchlichen Verbrechen verloren hatte. Ein Priester nahm ihm die Beichte ab und erteilte ihm die Vergebung seiner Sünden.

IX.

Das weltliche Gericht. — Das Urteil. — Gilles' letzte Augenblicke. — Sein Ende.

Unter den Verbrechen, die die geheime Untersuchung und die öffentliche Verhandlung in Nantes zu Tage gefördert hatten, befanden sich mehrere, die ihrem Wesen nach nicht vor das geistliche, sondern vor das weltliche Gericht gehörten. Der Bischof und der Vizeinquisitor hatten die Vergehen geahndet, die gegen die Kirche und ihre Diener begangen worden waren, aber der Bannfluch zog noch nicht die Todesstrafe nach sich. Welche andere Strafe konnte Gilles treffen für seine Verbrechen? Hatte er nicht selbst gestanden, daß er „zehntausendmal" den Galgen und Scheiterhaufen verdient hatte?

Aber die Verhängung solcher Strafen war nicht Sache der Kirche, sondern der weltlichen Gerichtsbarkeit, und so hatte der Marschall vor dem Kanzler der Bretagne zu erscheinen. Wenn die geistlichen Richter einen Schuldigen abgeurteilt hatten, entließen sie ihn gewöhnlich mit folgenden Worten: „Geh in Frieden! Die

Kirche kann Dich nicht mehr verteidigen; sie überliefert Dich dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit!“ Und zugleich empfahl sie, wenigstens der Form nach, den Uebeltäter der Milde des weltlichen Gerichts.

In Nantes geschah jedoch nichts dergleichen. Konnte man für einen Menschen, der solche Untaten begangen hatte, um Milde bitten?

Die Verhandlungen wurden nicht einmal hinausgeschoben, da der Fall ja klar vor aller Augen lag, da der Kanzler der Bretagne als oberster weltlicher Richter und Abgesandter des Herzogs an den Sitzungen von Anfang bis zum Ende teilgenommen hatte. So erklärt es sich, daß zwischen der letzten Sitzung des geistlichen Gerichts und der Urteilsprechung des weltlichen nicht zwei volle Tage lagen.

Wie aber stand es um den Herzog der Bretagne? Wie verhielt sich Jean V. während dieser Zeit seinem alten Waffengefährten und Vasallen gegenüber? Der Gerichtsschreiber Désormeaux behauptet: „Der Herzog der Bretagne wandte sich nicht nur von ihm ab, er wandte sich sogar mit der größten Schroffheit von ihm ab.“

In den unsinnigen Verträgen über die Güterverkäufe, die er mit dem Herzog abgeschlossen

hatte, hatte Gilles festgesetzt, daß ihm seine Besitztümer zurückgegeben werden sollten, wenn er die Summe in sechs Jahren zurückbezahlte. War es die Furcht vor dieser Zurückzahlung oder der Abscheu vor den Untaten de Rais', die Jean V. anstachelte? Beide Ursachen sind wahrscheinlich. Aber es scheint noch ein dritter, besonderer Grund vorzuliegen.

Gewiß bestimmte die Habsucht zum großen Teil die Entschlüsse des Lehnsherrn, aber er mußte sich auch sagen, daß er sich in ein sonderbares Licht stellte, wenn er noch weiter für seinen Vasallen eintrat. Allzu lange hatte er seinen mächtigen Arm wie schützend über dem Schuldigen gehalten.

Und nun waren alle die Verbrechen Gilles', die man sich seit Jahren schon insgeheim zugeflüstert hatte, offenbar geworden. Der Baron war durch die Verhandlungen in Nantes als Verbrecher öffentlich gebrandmarkt worden. Machte sich der Herzog nicht zum Mitwisser, ja zum Mitschuldigen, wenn er die zweifellos erwiesenen Tatsachen für nichts achtete und dem ganzen Volk zum Trotz zu seinem Vasallen hielt? Das einzige Mittel, jeden Verdacht, jeden Argwohn zu ersticken, war, der Gerechtigkeit freien

Lauf zu lassen und die Urteilsverkündung womöglich zu beschleunigen.

Und das tat Jean V. auch.

Zuvor hatte er sich aber nach allen Seiten hin gedeckt. Der Bischof von Nantes mußte vorgehen, ehe er sich bewegen ließ, auch nur einen Schritt zu tun. Noch nach dem Ueberfall in der Kirche von Saint-Etienne, als Jean de Malestroit schon die geheime Untersuchung gegen Gilles fast abgeschlossen hatte, empfing der Herzog seinen Vasallen öffentlich in Josselin. Offenbar getraute er sich noch nicht, entweder aus Furcht oder aus Schlauheit, gegen den Baron vorzugehen, um nicht die Großen seines Landes zu verletzen.

Der Bischof von Nantes mußte erst alle Vorbereitungen treffen, um den Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen, ehe die weltliche Gerichtsbarkeit einschritt. Und doch zauderte der Herzog gar nicht, als es sich um die Genossen des Barons, um Henriet und Poitou, handelte. Gewiß waren sie gemeine Verbrecher, aber ebenso gewiß waren sie weniger schuldig als ihr Herr und Meister. Die Beiden wurden ohne viel Federlesens zum Feuertode verurteilt, während die Strafsache gegen Gilles aufgeschoben wurde.

Als Vorwand diente der Umstand, daß die Kirche ihn auch vor die Schranken gefordert hätte; in Wirklichkeit wollte man abwarten, wie das geistliche Gericht über den Angeklagten befinden würde. Nach diesem Spruch wollte man sich richten.

So hatte sich der Herzog zu sichern verstanden. Sollten die Großen seines Landes sich rühren und ihre Unzufriedenheit kundgeben, so konnte er auf den Bischof von Nantes verweisen; er war entschuldigt. Die geistlichen Richter hatten gesprochen und ihm den Schuldigen zur gerechten Aburteilung übergeben.

Die Anklage erstreckte sich auf zwei Hauptpunkte: auf die Entführungen und Morde von Kindern; und auf die Gewalttaten gegen den Hauptmann von Saint-Etienne und die andern Kriegsleute des Herzogs der Bretagne. Als Sühne verlangte der Ankläger die Todesstrafe gegen Gilles und die Einziehung seiner sämtlichen Güter — zu Gunsten des Herzogs natürlich. Jean V. mußte doch seinen eigenen Vorteil wahren.

Während der Marschall noch in den Händen der Geistlichen war, wurden seine beiden Genossen Henriet und Poitou nach Bouffay ge-

bracht, wo das herzogliche Gericht tagte. Das Urteil gegen sie wurde am 23. Oktober gesprochen. Beide waren geständig gewesen und hatten alle gegen sie erhobenen Verbrechen zugegeben.

So war ihre Schuld erwiesen. Pierre de l'Hospital, der Vorsitzende des Gerichtshofes, verkündete den Spruch: sie sollten zur Strafe für ihre Untaten gehängt und lebendig verbrannt werden.

Aber die Vollstreckung des Urteils wurde aufgeschoben, bis das Gericht gegen Gilles de Rais entschieden hatte. Zusammen hatten alle drei die Verbrechen begangen, zusammen sollten sie auch die Strafe erleiden. So wurden die beiden Diener wieder in ihr Gewahrsam nach Nantes gebracht.

Die Botschaft ließ nicht lange auf sich warten. Zwei Tage später fällte die Kirche ihr Urteil, und Gilles wurde aus seinem Gefängnis im Schloß nach Bouffay gebracht, um, wie vordem seine Diener, vor den Schranken des weltlichen Gerichts zu erscheinen.

Die Nachricht von seiner Verurteilung durch die geistlichen Richter hatte sich wie ein Laufeuer durch die ganze Stadt verbreitet. Schon

im Verlauf der Sitzungen hatte sich Nantes mit immer neuen Zeugen, Männern und Frauen, deren Verwandten und Freunden, mit Neugierigen und Schaulustigen gefüllt; aus allen Teilen der Bretagne und den benachbarten Provinzen war man herbeigeeilt.

Sogar der Herzog selbst soll sich um diese Zeit mit seinem ganzen Hof in den Mauern von Nantes aufgehalten haben. Seit dem Morgen des verhängnisvollen Tages drängte sich eine ungeheure Menschenmenge in den Straßen von Nantes und auf dem Wege nach Bouffay.

Um zu dem Sitzungsaal zu gelangen, wo das Gericht tagte, mußte der Marschall diese Volksmenge durchschreiten, die ihm einst in seinen Glanztagen zugejubelt hatte, die er einst mit festlichen Gelagen bewirtet und mit seinen Reichtümern geblendet hatte.

Die Sitzung begann, und nachdem die Anklage laut verlesen worden war, wandte sich der Vorsitzende an Gilles de Rais und forderte ihn auf, vor aller Welt, vor der ganzen Menschenmenge seine Geständnisse zu wiederholen. Und unter atemloser Spannung all der Zuhörer, in einer Totenstille wiederholte der Marschall, was er schon seinen geistlichen Richtern bekannt hatte.

Als er geendet hatte, erhob sich Pierre de l'Hospital und fragte jeden einzelnen Beisitzer nach seiner Meinung. Und alle stimmten für die Todesstrafe. Aber über die Art konnte man sich lange nicht einigen.

Endlich verkündete der Vorsitzende das Urteil: Gilles de Rais sollte gehängt und lebendig verbrannt werden. Außerdem hatte er eine Buße von 50 000 Livres an den Herzog der Bretagne zu zahlen.

„Bittet Gott um Gnade!" rief de l'Hospital dem Verdammten zu, „bereitet Euch vor, guten Mutes zu sterben, in der rechten Reue, solche Verbrechen begangen zu haben. Morgen um 11 Uhr wird das Urteil gegen Euch vollstreckt werden!"

Gilles de Rais aber stand auf und sprach seinen Dank aus, daß man ihm seine Todesstunde mitgeteilt habe. Und zu seinen Richtern gewendet, fügte er hinzu:

„Da meine Diener Henriet und Poitou mit mir zusammen die ungeheuren und schändlichen Verbrechen verübt haben, um deretwegen wir zum Tode verurteilt worden sind, so möge es Euch gefallen, daß wir auch zusammen die Strafe erleiden und zu gleicher Zeit gerichtet werden. Ich bin Ursache und Grund ihrer Vergehungen;

ich kann sie aufrecht erhalten im Tode und sie auf ihr Seelenheil verweisen in der Stunde des Hinscheidens. Denn wenn es anders ist, wenn meine Diener mich nicht sterben sehen, könnten sie der Verzweiflung verfallen; sie könnten sich einbilden, daß ich ungestraft ausgehen werde, ich, die Ursache ihrer Verbrechen. Schenkt mir also diese Gunst; denn ich hoffe zu der Gnade Gottes, daß, wie ich der Grund ihrer Verbrechen war, die ihren Tod herbeigeführt haben, ich auch durch meine Worte und mein Beispiel der Grund ihres Heils sein werde."

Diese männliche Rede rührte auch die Herzen, die so lange nur Haß und Abscheu gegen den Verurteilten empfunden hatten. Man mußte erkennen und zugeben: Hier stand kein Verbrecher gewöhnlicher Art, den die bleiche Furcht befällt vor dem Angesicht des nahenden Todes, vor den züngelnden Flammen des Scheiterhaufens und den Qualen des Feuertodes. Hier stand ein Mensch, der die ganze Kraft seiner Seele bewahrt und wiedergefunden hatte. Dieser Mann war stärker als sein Schicksal.

Dem Verurteilten wurde alles bewilligt und noch mehr: sein Körper sollte nicht in Asche zerfallen, sondern vor der Verbrennung aus dem

Feuer gezogen werden; er sollte in der Stadt Nantes und in einer Kirche bestattet werden, die ihm zur Wahl gestellt wurde.

Dabei wurde ausdrücklich erwähnt, daß diese Gunst ihm wegen seines aufrichtigen reumütigen Verhaltens gewährt würde — in Wirklichkeit auch in Rücksicht auf sein mächtiges Geschlecht und seine kriegerische Würde. Jedenfalls dankte Gilles lebhaft dem Gerichtsherrn und bat, in der Karmeliterkirche in Nantes bestattet zu werden.

Und noch um eine letzte Gnade bat der Verurteilte: vor der Hinrichtung möchte die Kirche einen allgemeinen Umzug veranstalten, um für ihn und seine beiden Diener zu Gott zu beten, daß er sie in festem Glauben an ihr Seelenheil erhalte.

Der Bischof billigte dem Marschall auch diese Gunst zu und ließ sogleich alle nötigen Vorbereitungen treffen.

Am nächsten Morgen sah denn die alte Stadt ein seltsames Schauspiel in ihren Mauern, das vielleicht nicht seinesgleichen hat in der ganzen Weltgeschichte. An dem feierlichen Umzug der Geistlichen und des Volkes nahm eine unübersehbare Menge teil, die für das Seelenheil der zum Tode Verurteilten beten wollte. Die selben

Leute, die so lange nach Rache und Vergeltung geschrien, die alles getan, um den Schuldigen der Gerechtigkeit zu überliefern, vereinten sich jetzt zu gemeinsamen Gebeten und flehten die Gnade des Himmels auf ihren Todfeind herab. Der Haß war vergessen, und aller Schmerz schwieg angesichts der letzten Stunde.

Von seinem Gefängnis aus konnte Gilles die Stimmen hören, die draußen sangen und für ihn und seine Diener beteten. Langsam bewegte sich die Menge durch die Straßen von Nantes nach der Ebene vor den Toren der Stadt, wo die Hinrichtung stattfinden sollte. Auch der Herzog der Bretagne soll der Vollstreckung des Urteils beigewohnt haben.

In der Nähe der Brücken von Nantes, fast gegenüber von Bouffay und dem Schloß, in dem Gilles so lange gefangen saß, waren auf drei Scheiterhaufen drei Galgen errichtet worden. Von der Stelle aus konnte Gilles die Stadt, das Schloß und sein eigenes Haus sehen, in dem er so viele Verbrechen begangen hatte.

Ruhig und gefaßt ging er den letzten Gang. Während der ganzen Zeit hörte er nicht auf zu beten und seine Leidensgefährten Henriet und Poitou zu trösten.

Als sie auf der Gerichtstätte angekommen waren, wurden vom Henker und seinen beiden Knechten die letzten Vorbereitungen zur Vollstreckung des Urteils getroffen. Noch einmal sprach Gilles seinen beiden Dienern Mut zu, ermahnte sie, fest zu bleiben, und stärkte sie in ihrem Glauben.

„Es gibt," rief er ihnen zu, „keine so großen Verbrechen, von Menschenhand begangen, die Gott in seiner väterlichen Güte und Barmherzigkeit nicht verzeiht, wenn man nur die rechte Reue und Zerknirschung im Herzen hat, wenn man nur mit guter Hoffnung um Vergebung fleht."

Und die Diener dankten ihrem Herrn und versicherten ihm, daß sie voll Zuversicht und Hoffnung in den Tod gingen.

Gilles selbst aber fiel nach diesen Worten auf die Knie und sprach seine letzten Gebete. Und noch einmal wendete er sich an das Volk, an die Tausende, die ihn umgaben.

„O Ihr Alle," rief er, „die Ihr anwesend seid, und Ihr vor allem, deren Kinder ich habe sterben lassen, bei der Leidenzeit unseres Herrn fleh ich Euch an, betet zu Gott für mich. Vergebt mir gütigen Herzens das Böse, das ich

Euch angetan habe, wie Ihr selbst von Gott Gnade und Erbarmen erfleht!"

Und festen Schrittes ging er auf den Scheiterhaufen, um als Erster zu sterben. Er wollte seinen Gefährten ein gutes Beispiel geben und ihnen zeigen, wie ein Mann in den Tod geht.

Man stellte Gilles einen Schemel unter die Füße und legte den Strick um seinen Hals. Der Schemel wurde fortgezogen, und der Marschall von Rais hing in der Luft über dem Scheiterhaufen. Man zündete das trockne Holz unter ihm an, und die Flammen züngelten zu dem Gehängten empor. Der Todeskampf war kurz. Gilles de Rais hatte seine Verbrechen gesühnt.

Das Feuer, das rings um den Galgen aufstieg, erfaßte auch den Strick, sodaß er durchbrannte, und der Körper fiel auf den Scheiterhaufen. Aber ehe die Flammen ihn ergriffen oder verzehrten, zogen einige „Fräulein seiner Verwandtschaft und aus hohem Geschlecht" den Leichnam hervor, benetzten ihn mit ihren Tränen, wuschen ihn sorgfältig und legten ihn, von einigen Nonnen unterstützt, in eine bereit gehaltene Lade, um den Toten seinem Wunsch gemäß in der Kirche beizusetzen.

Hierauf wurde das Urteil an Henriet und Poitou vollzogen. Sie wurden gehängt und lebendig verbrannt, und ihre Asche wurde in alle Winde verstreut.

X.

Nach dem Tode. — Gilles' Grabmal. — Auf der Richtstätte. — Rechtfertigungsversuche. — War Gilles unzurechnungsfähig?

Der Eindruck, den der Tod des Marschalls auf die ganze Bevölkerung des westlichen Frankreichs machte, war so mächtig, daß die Erinnerung durch die Jahrhunderte hindurch lebendig blieb und bis auf den heutigen Tag nicht erloschen ist. Es scheint fast, ols ob man sich dieses Leben als abschreckendes Beispiel vor Augen halten, das Gedächtnis daran sich und seinen Nachkommen unauslöschlich einprägen wollte. Und dabei traten Einzelheiten zu Tage, die außerordentlich bezeichnend für die Anschauungen jener Zeit sind.

Wie berichtet wird, fasteten alle Väter und Mütter drei Tage, um den Schuldigen Erlösung ihrer Seelen und Befreiung zu erwirken; sie peitschten ihre Kinder bis aufs Blut, um ihnen die Erinnerung an die Verbrechen de Rais' und seine Strafe tief einzuprägen. Und diese Sitte

hielt sich nachweislich bis ins 16. Jahrhundert hinein.

Der Vollstreckung eines Todesurteils auf der Richtstätte mußten alle Familienhäupter beiwohnen, damit sie mit eigenen Augen sahen, wie es Uebeltätern ergeht, und durch die Furcht vor der Strafe selbst vom Bösen abgehalten wurden. Wenn der Richter das Urteil verkündet hatte, wandte er sich an den Polizeidiener und befahl ihm, auf dem öffentlichen Platz auszurufen, „daß kein Familienoberhaupt versäume, zu der Urteilsvollstreckung zu erscheinen, widrigenfalls er eine Geldbuße zu zahlen habe!“ —

Auf Wunsch des Gerichteten wurde der Leichnam in der Karmeliterkirche in Nantes beigesetzt. In Ansehung der Geburt des Marschalls, seiner kriegerischen Verdienste und seiner offensichtlichen Reue erlaubte der Herzog in Uebereinstimmung mit dem Bischof die Beisetzung in geweihter Erde. Hierbei wurde die größte Pracht entfaltet. Die Angehörigen des Barons ließen einen feierlichen Gottesdienst abhalten, um die vollständige Vergebung seiner Sünden zu erlangen und seine Leiden im andern Leben abzukürzen. Aber dieser äußere Glanz bildete einen sonderbaren Gegensatz zu der Strafe, die der

Marschall mit andern gemeinen Verbrechern zusammen erlitten hatte. Es war nur ein trauriger Trost für die unglückliche Familie, daß die Asche des Gerichteten nicht wie die seiner Diener in alle Winde verstreut wurde, ein Zeichen des Schimpfes und der Schande.

Mehr aber noch als aller Prunk und alle Ehren bei dem Leichenbegängnis mußte die letzte Ruhestätte des Barons das Andenken an seine Verbrechen mildern und verdecken. Denn in der Karmeliterkirche von Nantes lagen viele Große der Bretagne, viele, die durch hohe Geburt oder glänzende Taten ausgezeichnet waren. Hier schliefen auch alte Herzöge der Bretagne, und kunstvolle Grabdenkmäler, aus Marmor und von Meisterhänden geschaffen, schmückten die Gewölbe des altberühmten Gotteshauses.

Heute ist von all diesen steinernen Zeugen einer düsteren Vergangenheit nichts mehr übrig. Feuer und Schwert haben die Karmeliterkirche vollständig zerstört. Die kostbaren Särge wurden aus dem Dunkel hervorgezogen, die Marmorwerke öffentlich versteigert und die Steinplatten als Fliesen für Kamine verwendet.

Es ist deshalb auch eine müßige Frage, was aus dem Grabdenkmal und dem Leichnam des

Marschalls von Rais geworden ist. Ebenso wenig wie alle andern wurde auch seine Ruhestätte verschont: die Steine, die seine irdischen Ueberreste umschlossen, wurden vielleicht zum Schmuck eines Kamins verwendet, an denen sich am Abend nach getaner Arbeit ein ehrsamer Bürger mit Weib und Kind wärmte.

Länger noch als das Grabmal in der Kirche hielt ein Denkmal auf der Richtstätte die Erinnerung an Schuld und Sühne des Barons de Rais wach. Anfangs war es vielleicht nichts weiter als ein Kreuz, wie es auf dem alten Marktplatz in Rouen stand, auf dem die Jungfrau von Orléans verbrannt worden war. Man will wissen, daß seine Tochter Marie es aus Mitleid errichten ließ.

Seit langer Zeit schon hatten die Bewohner des westlichen Frankreichs die Gewohnheit, mit Kreuzen von Holz und Stein jene Stätten zu zeichnen, an denen ein großes Verbrechen oder ein großes Unglück geschehen war. Die Richtstätte Gilles de Rais' im besonderen wurde mit der Zeit ein wahrer Wallfahrtsort, zu dem Mütter und Ammen pilgerten, um zu ihrer Schutzgöttin zu beten. Diese allgemeine Sitte hat sich bis in die Revolutionszeit erhalten. Heute ist

jedes sichtbare Zeichen auf der Ebene bei Nantes verschwunden.

Was aber fortwirkte, war die ganze Sache selbst, und das Ergebnis kam zwei Mächten zu gute: der Kirche und dem Staat.

Seitdem die Kirche sich gerüstet hatte gegen den Unglauben, hatte sie keinen solchen Sieg gegen die Anhänger der geheimen Wissenschaften davongetragen. Wie vollkommen er war, zeigt der ganze Lauf der Verhandlungen bis zur Aburteilung des Gefangenen.

Bisher konnte sich die Kirche nicht rühmen, gegen die Anhänger der Zauberei besonders viel erreicht zu haben; die Uebeltäter, die sie zur Rechenschaft gezogen hatte, waren unbekannte und meist unwissende Menschen gewesen, ohne Heimat und Bürgerrecht, ohne Macht und Ansehen, ohne fremden Schutz. Sie fanden nirgendwo eine Stütze, wenn sie vor den Schranken des geistlichen Gerichts standen, und wurden sie für schuldig befunden und verurteilt, so machte man nicht viel Aufhebens davon. Sang- und klanglos ging die ganze Angelegenheit vorüber.

Als aber die Kirche ohne Unterschied und ohne Ansehung der Person gegen das Mitglied eines alten und berühmten Adelsgeschlechts, gegen

einen Großen des Landes und Waffenbruder des Herzogs, gegen einen Marschall von Frankreich vorging, gab sie einen Beweis ihrer fast unbegrenzten Macht. Sie zeigte, daß ihrer Gerichtsbarkeit alle in gleicher Weise unterstanden, Edelleute wie Bürger, Große wie Niedrige, Starke wie Schwache, und daß sie keine Ausnahme kannte; alle Menschen, mochten sie so hoch stehen, wie sie wollten, waren ihr Rechenschaft schuldig für ihr Tun und Handeln.

So wuchs die Gewalt der Kirche, und zahlreiche Abschriften, die von dieser Streitsache angefertigt wurden, beweisen zur Genüge, wie sehr die Geistlichkeit darauf bedacht war, ihren Erfolg auszunutzen.

Aber auch die Staatsgewalt wurde befestigt und gestärkt. Bislang war es kaum vorgekommen, daß ein so hochstehender Mann für seine Untaten bestraft und so gerecht, so hart bestraft wurde. Die Vasallen, die oft reicher und mächtiger waren als die Lehnsherrn, denen sie unterstanden, waren eine gefährliche und furchtbare Gewalt im Staat geworden. Die Schwäche des Königs wurde ihre Stärke. Sie hatten ihn unterstützt gegen fremde Eindringlinge, hatten ihm die Krone gerettet, die er selbst schon mut-

los verloren geben wollte, und für diese Dienste verlangten sie ihren Lohn, verlangten sie jede Rücksicht und Nachsicht. Vermöge ihrer Geburt, ihrer Reichtümer, ihrer Hilfeleistungen, oft auch vermöge ihrer eigenen kriegerischen Streitmacht fühlten sie sich erhaben über die Gesetze, denen das gemeine Volk zu gehorchen und nachzugeben hatte. Selbst Gerichtsherrn in ihren Gebieten, wollten sie auch nur von sich selbst abhängig sein.

Solange auf den Fluren Frankreichs der Kampf gegen die Engländer tobte und das Vaterland in Gefahr war, fremden Eroberungsgelüsten zum Opfer zu fallen, hatten die Könige nichts tun können, die Vasallen in ihre Grenzen zu verweisen und ihrem Uebermut entgegenzutreten. Kaum aber waren die Fremden über den Aermelkanal zurückgeworfen worden und das Land frei von Feinden, als auch die Herrscher daran dachten, die verlorene Macht wieder in ihre Hände zu bringen.

Die Aburteilung Gilles de Rais' war der erste Schlag, der die Großen des Landes traf. Unmöglich konnte der König zu Gunsten des Angeklagten einschreiten. Die ganze Art der Verbrechen, die Klagen eines ganzen Volkes erlaubten

ihm nicht, selbst wenn er gewollt hätte, den Schuldigen zu schützen und zu schirmen.

Vielleicht war es Karl VII. auch gar nicht so unerwünscht, einen von diesen großen Herren fallen zu sehen, die ihm wohl die besten Dienste geleistet, dafür aber den Kopf gar zu hoch erhoben hatten und es ihm gleichtun wollten. Das Trauerspiel in Nantes leitete die Maßnahmen Karls VII. und Ludwigs XI. ein. Die Großen wurden belehrt, daß sie für ihre Taten verantwortlich waren, und wie sie, unabhängige Gerichtsherren auf ihren Besitztümern, selbst wieder von einer höheren Gerichtsbarkeit abhängig waren.

Was uns heute so natürlich und selbstverständlich erscheint, war in den Augen der Zeitgenossen eine außergewöhnliche, unerhörte Tatsache, die Staunen und Verwunderung hervorrief. Ein Edelmann, ein reicher Herr, ein hoher Staatswürdenträger, ein Marschall mußte vor die Schranken treten, sich verantworten und die Strafe auf sich nehmen, wie ein gewöhnlicher Sterblicher, wie jeder Bürger und Handwerker: das war ein Ereignis, das man noch nicht erlebt hatte, das seit Menschengedenken nicht vorgekommen war. Der Baron de Rais, der weit und

breit gefürchtete Herr, der Freund des Herzogs, gerichtet und abgeurteilt nach dem allgemeinen Recht, wie jeder andere: das war ein Verfahren, das alle Standesunterschiede aufhob, das gewissermaßen die Gleichheit aller Menschen, der hohen wie der niedrigen verkündete. Es war zugleich ein unheilverkündendes Zeichen, das den Verfall des Lehnstaates voraussagte.

Auch um Gilles de Rais hat sich die Forschung redlich bemüht, und in seinem Vaterland Frankreich hat es nicht an Versuchen gefehlt, ihn von seinen Vergehen und Verbrechen reinzuwaschen. Aber bei welchem traurigen Helden der Weltgeschichte hat man das nicht unternommen! Hat nicht selbst ein Nero, ein Caligula seine Verteidiger gefunden? Und wenn man bis ins Innerste dieser Entarteten ihres Geschlechts dringt und selbst die geheimsten Ursachen und Triebfedern ihrer Laster und Greueltaten aufzufinden vermag, kann man deshalb alles entschuldigen, weil man es versteht und begreift?

Alle schriftlichen Zeugnisse, die wir besitzen, schildern Gilles de Rais als einen durchaus gesunden und kräftigen Menschen, an dem nichts Auffälliges, nichts Außergewöhnliches zu bemerken war. Ein zeitgenössischer Schriftsteller

sagt von ihm: „Der Fehler lag in der Verderbtheit seines Geistes, denn er war ein verständiger Mann von schönem Gesicht und schönem Wuchs, war sehr reich und begütert, hatte schöne Häuser, er war ein kühner, guter und unerschrockener Führer und durch seine Kriegstüchtigkeit Marschall von Frankreich geworden."

Und ein anderer urteilt ganz ähnlich: „Es war ein Mann von großem Geist und gutem Verstand, aber durch Neugierde ließ er sich verderben."

Und ein dritter: „Es war ein schöner Mann, gefällig, leidenschaftlich, lebhaft und lustig, aber schwach und willenlos."

So steht Gilles de Rais vor uns: hochgewachsen, kraftvoll, liebenswürdig, lebensfreudig, geistvoll, gebildet, leidenschaftlich und zügellos.

Er starb in der Blüte seiner Jahre, im besten Mannesalter, und den Menschen seiner Zeit mußte er wohl wie ein Rätsel erscheinen, das sie nicht lösen konnten. Denn er war außergewöhnlich im guten wie im schlechten Sinne, außergewöhnlich wie seine Heldentaten waren seine Schandtaten.

Jahrelang hatte er die Welt in Erstaunen gesetzt durch seine unerschrockenen Kämpfe gegen

die Feinde des Vaterlandes, durch seine Siege, und sein Name war in aller Munde als mutvoller Mitstreiter der Jungfrau von Orléans. Als gefeierter Kriegsmann, als Kronfeldherr des französischen Königs zog er in seine Schlösser ein, und als furchtbarer Verbrecher trat er wieder hervor. Wie war das möglich? Wie war das zu verstehen?

Der Gedanke lag allzu nahe, ihm die Verantwortlichkeit seiner Taten abzusprechen, ihn für unzurechnungsfähig zu erklären. Er war ein Kranker, ein Irrsinniger, ein Geistesgestörter. Irgend etwas mußte in diesem Hirn vorgegangen sein, das die klare Vernunft trübte, das ihm die Besinnung raubte und aus dem Menschen ein Ungeheuer machte. So meinten die Erben des Barons, und mehrere Schriftsteller sind ihnen gefolgt.

Gewiß waren seine Begierden, seine Leidenschaften und Gelüste mit der Zeit so ausgeartet, daß er jede Beherrschung seiner selbst verlor. Er war wehr- und machtlos in ihrer Gewalt, ihr Knecht und Sklave. In diesem Sinne war er wohl toll. Aber ist in diesem Sinne nicht jeder Mensch toll, der seine grausamen und viehischen Gelüste stillt?

Daß er sonst eine klare Vernunft, einen scharfen Verstand besaß, das beweisen die Tatsachen zur Genüge. An seinem Verstand kann man unmöglich zweifeln, wenn man nur den Verhandlungen in Nantes folgt, wenn man die Art seiner Verteidigung und seines ganzen Verhaltens bedenkt. Alles, was er sagt, ist von Anfang bis zu Ende verständig und sachlich; nirgends die Spur eines ungeordneten oder verwirrten Geistes. Sein Gedächtnis ist klar. Sein Erinnerungsvermögen ungetrübt. Weder seine Richter noch seine Mitangeklagten erwähnen auch nur mit einem Wort seine Unzurechnungsfähigkeit.

Und er selbst! Wenn er sich eines geistigen Mangels oder seelischen Fehlers bewußt gewesen wäre, wäre er nicht der erste gewesen, der ihn zu seiner Verteidigung ins Feld geführt hätte, wo es sich doch um Leben und Tod handelte? Und hat er nicht selbst vor seinen Richtern den Grund seiner Verirrungen angegeben: seine Zuchtlosigkeit, seinen Hang zum Wohlleben, sein unmäßiges Leben, die Freuden der Tafel?

Und hätten seine Angehörigen, um sich die Schande zu ersparen, nicht sofort zu diesem Mittel gegriffen und Einspruch erhoben? Sollte niemand von allen auf den naheliegenden Gedanken

gekommen sein, ihn auf diese einfache Weise der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen und ihn vor dem Scheiterhaufen zu retten?

Aber weder seine Verwandten und Freunde, weder der König noch der Dauphin, weder der Herzog der Bretagne noch irgend ein Großer des Landes suchte den Angeklagten auf diese Weise zu entlasten. So war er in ihren Augen wohl auch etwas anderes, als ein gefährlicher Irrsinniger.

Auch die Ausführung der Verbrechen läßt nicht darauf schließen, daß Gilles de Rais im Zustand des Halbbewußtseins oder des Unbewußtseins gehandelt hat. Er folgte nicht den Eingebungen des Augenblicks, daß man eine vorübergehende Störung seines Bewußtseins hätte annehmen können, sondern seine Taten waren die Ergebnisse wohl überlegter und sorgsam gewählter Vorbereitungen. Sie verlangten die umständlichsten Einleitungen. Er überfiel kein Kind, führte es fort, mißbrauchte und tötete es, sondern er ließ die Kinder entführen, gab seinen Leuten den Auftrag und wußte seine Auswahl wohl zu treffen. Dabei bewies er zuweilen einen Geschmack, der dem Künstler in ihm alle Ehre machte.

Den Anlaß zum Versuch der Ehrenrettung des Barons von Rais gab allem Anschein nach ein Fall, der ähnlich zu liegen schien: der Fall der Jungfrau von Orléans. Die Dinge, die sich nach dem Feuertod der jungen Heldin begaben, waren die Ursache, daß man sich auch um das Gedächtnis ihres Mitstreiters bemühte. Schon machte sich ein Umschwung zu Gunsten der Retterin Frankreichs geltend, wenn das ganze Verfahren auch noch nicht wieder aufgenommen und die Unschuld der als Zauberin und Hexe fälschlich angeklagten und verurteilten Hirtin erwiesen war. So war es nur natürlich, wenn auch die Familie des Marschalls versuchte, seinen Namen von der Schande zu reinigen und sein Andenken zu retten.

Hatten die beiden nicht viel miteinander gemein, der große Herr und das einfache Kind des Volkes, der Marschall von Frankreich und die kriegerische Hirtin?

In früher Jugend waren sie aus beiden Enden des Reiches gekommen und hatten sich in der Verteidigung des gemeinsamen Vaterlandes zusammengefunden. Der junge Edelmann wird dem jungen Mädchen als Führer beigegeben, und von Blois bis Paris verläßt er sie keinen

Augenblick, getreu seinem Auftrag und im guten Glauben an ihre göttliche Sendung.

Aber die Jungfrau schreitet von Sieg zu Sieg, aufrecht erhalten durch ihre innere Kraft und erfüllt von heiliger Begeisterung, während Gilles ein Opfer seiner maßlosen Ehrsucht und seiner wilden, grausamen Ausschweifungen wird. Beide werden nach einer ruhmvollen Vergangenheit der Hexerei und Zauberei angeklagt, beide werden vor die Schranken gefordert, und beide müssen den Scheiterhaufen besteigen, der eine in der Hauptstadt der Bretagne, die andere in der Hauptstadt der Normandie.

Aber so ähnlich beider Schicksal, so verschieden die beiden Menschen. Edel und rührend erscheint die Jungfrau vor ihren Richtern, rein und keusch, ergeben und gefaßt geht sie ihrem Ende entgegen, mit bleicher Stirn, aber voll Ruhe und mit Worten der Verzeihung für alle haucht sie ihre junge Seele aus. Wie ein Schrei klingt es aus dem Volke: „Wir haben eine Heilige verbrannt!“

Und Gilles steht da, herrisch und trotzig, beschimpft die Richter und leugnet seine Schuld, bis ihm alle Hoffnung genommen wird. Und als das Geständnis über seine Lippen kommt,

sind die Zuhörer wie erstarrt, wie gelähmt vor Schreck und Entsetzen. Er wird gestraft und gerichtet und muß seine Schuld am Galgen büßen. Aber die letzte Schande wird ihm erspart: seine Asche wird nicht den Winden preisgegeben, und er selbst darf in geweihter Erde schlafen.

Die Jungfrau ist verlassen in ihrem letzten Augenblick. Keine mildtätigen Hände ziehen den Körper aus den Flammen, netzen ihn mit ihren Tränen und bringen ihn fort. Sie wird bei lebendigem Leibe verbrannt, und ihre Asche wird in die Seine geworfen . . .

Aber die Nachwelt machte wieder gut, was die Mitwelt verschuldet hatte. Das Andenken Jeanne d'Arcs wurde heilig, und das dankbare Vaterland erkannte an, was es der Jungfrau schuldig war. Alle Künste haben sie verherrlicht, und Denkmäler in Paris, Rouen und Orléans sind die Zeugen ihres Ruhms.

Aber das Andenken Gilles de Rais' ist verrucht geblieben durch die Jahrhunderte, und sein Name wird noch heute mit Schrecken genannt.

XI.

Der Haushalt Gilles de Rais'. — Schicksale seiner Freunde und Diener. — Seine Familie. — Frau und Tochter. — Sein Bruder.

Was wurde nach dem Tode Gilles de Rais' aus all den Leuten, die ihn bei Lebzeiten umgeben hatten, aus seinen Freunden und Dienern? Es ist unmöglich, ihren Spuren zu folgen. Einige hatten sich beizeiten aus dem Staube gemacht, andere waren gestorben, wieder andere, die keine Schuld traf, traten in die Dienste des Herzogs der Bretagne oder eines anderen großen Herrn, Henriet und Poitou hatten mit dem Marschall zusammen ihre Untaten auf dem Scheiterhaufen gebüßt; Prelati und Blanchet endlich, die in Nantes als Zeugen vernommen worden waren, erschienen gar nicht vor den weltlichen Richtern in Bouffay.

Auch von Gilles de Sillé, der sich, wie erwähnt, vor der Verhaftung des Marschalls in Sicherheit gebracht hatte, wissen wir nichts weiter. Er blieb verschwunden.

Dagegen trat Roger de Briqueville nach dem Ende des Barons noch häufiger hervor. Aus dem Umstand, daß er in Nantes nicht als Zeuge genannt war, läßt sich wohl schließen, daß er sich irgendwo solange verborgen hielt, bis die Gefahr vorüber war. Aber aus der Ferne verfolgte er ohne Zweifel mit gespannter Aufmerksamkeit die Verhandlungen in Nantes und erfuhr alles, was geschah. Er mußte wohl seine Tage voll Angst und Zittern durchleben, mußte ein ähnliches Schicksal befürchten, wie Gilles de Rais, Henriet und Poitou betroffen hatte, denn er machte die größten Anstrengungen und ließ kein Mittel unversucht, um für sich Gnade zu erwirken.

Allem Anschein nach war er in der Familie des Barons ganz wohl gelitten. Ob man ihn nicht richtig erkannte, ob er die Herzen tatsächlich durch sein liebenswürdiges Auftreten zu gewinnen wußte, oder ob man in gewisser Beziehung von ihm abhängig war und sich aus Klugheit gut mit ihm stellte, war er doch sozusagen oberster Verwalter der Herrschaften und Besitztümer des Barons? Jedenfalls sorgte die einzige Tochter Gilles de Rais' für die Kinder des Schmarotzers, der Schicksal und Vermögen des jungen Mädchens so lange in Händen gehabt hatte.

Aber das genügte ihm nicht für seine Ruhe und Sicherheit. Nur ein Gnadenerlaß vom obersten Herrn, vom König selbst konnte ihn vor jeder Verfolgung schützen und ihm jede Besorgnis für die Zukunft nehmen. Man fragt sich heute vergeblich, wie es ihm gelingen konnte, die Wahrheit zu verbergen und sein Ziel zu erreichen: am 24. Mai 1456, also sechzehn Jahre nach dem Tode seines Herrn, erhielt er den so sehnsüchtig begehrten Begnadigungsbrief und zwar so, wie er ihn nur wünschen konnte.

Welche Umstände mochten Karl VII. bewegen, den blutbefleckten Edelmann, der offenbar zu den Mitschuldigen des Barons gehörte, zu schonen? Die Beweggründe, die der König angab, klingen seltsam genug. Aber sie gaben dem Erlaß von oben einen Schein der Gerechtigkeit. Hervorgehoben wurde besonders die Vaterlandsliebe des Geschlechts von Briqueville, die Jugend und Unerfahrenheit Rogers, die Dankbarkeit, die der arme normannische Edelmann seinem Wohltäter und Gönner schuldete, die Furcht, die ihm der Baron de Rais einflößte, die Dienste, die er ihm in dem Kampf gegen die Engländer geleistet hatte; die Er-

gebenheit endlich, die er bezeugte und die für die Zukunft das Beste versprach.

Aber konnte nicht jeder Freund oder Diener des Marschalls das selbe von sich sagen? Konnte nicht jeder das selbe Recht für sich in Anspruch nehmen und die selbe Milde erwarten? Der Gnadenbeweis, den Roger de Briqueville erfuhr, läßt sich wohl nur dadurch erklären, daß er an höchster Stelle besondere Fürsprache fand, daß er mächtige Freunde in der näheren Umgebung des Königs hatte.

Und was wurde aus all den andern, die Gilles an sich gezogen oder die sein Reichtum, seine Freigebigkeit angelockt hatte? Aus all den großen und kleinen Schmarotzern und Schmeichlern, aus all seinen Genossen und Dienern?

Die unerwartete Nachricht von seiner Verhaftung, von seiner Anklage und seinem Ende war für alle ein harter Schlag, selbst für die Schuldlosen. Die verdächtigen Gesellen, die Gaukler und Betrüger, die Zauberer und Geisterbeschwörer, die ein böses Gewissen hatten, hielten sich nicht lange mehr in den Schlössern auf, sie machten sich schleunigst davon und verschwanden wieder in dem Dunkel, aus dem sie gekommen waren.

Aber sein ganzer glänzender Hofstaat, seine Offiziere und Kriegsleute, die Mitglieder seiner Hauskapelle, seine Schauspielertruppe — was wurde aus ihnen? Viele von ihnen, mochten sie sich auch schuldlos fühlen, ließen gewiß alles im Stich, um nicht in den Verdacht zu kommen, Mitwisser oder Mittäter des Barons gewesen zu sein. Wer verläßt nicht gern ein Haus, das einzustürzen droht? Und die sich zu bleiben getrauten, wurden von den Erben des Barons aus ihren Diensten entlassen. Man hatte zu trübe Erfahrungen gemacht, um sie länger zu behalten.

Nach allem, was die Angehörigen des Marschalls in langen Jahren der Einsamkeit und der Leiden mitangesehen und erlebt hatten, mußten sie dem gefährlichen und verderblichen Einfluß falscher Freunde die Hauptschuld an dem Unglück des Barons, an dem Verlust so vieler Güter und Herrschaften, an seiner wahnwitzigen Verschwendung beimessen. Bruder, Frau und Tochter waren einig in ihrem Abscheu, in ihrem Haß gegen dieses Gesindel, das Gilles de Rais so zu umgarnen und auszunutzen verstanden hatte. Die Denkwürdigkeiten, die die Erben des Marschalls hinterlassen haben, sprechen in den ver-

ächtlichsten Ausdrücken von dieser Horde von Schmarotzern, die aus allen Ecken und Enden Europas zusammengelaufen waren und so viel Unglück über ein altes, ehrwürdiges Geschlecht gebracht hatten.

Cathérine de Thouars, ihre Tochter und ihr Schwager René, der Bruder Gilles', versuchten zu retten, was zu retten war; aber die Erschütterung war zu heftig gewesen, das ganze große Haus wankte und stürzte endlich in Trümmern zusammen. —

Die ganze Sorge und Liebe der Mutter galt der einzigen Tochter, die sie beständig um sich hatte. Beide wohnten zusammen auf dem mütterlichen Schloß Pouzauges, beide verbrachten zusammen die letzten Jahre bis zum Tode des Marschalls; beide erlebten zusammen die Verhaftung und Anklage, die letzten Augenblicke und das furchtbare Ende des Gatten und Vaters.

Und was begannen sie, als sie beide allein waren? Ihr Name war besudelt. Die Güter waren in fremden Händen, von ihrem großen Vermögen blieben nur traurige Reste. Wem wollten sie sich anvertrauen? Wer sollte ihre Rechte wahren? Wer das letzte retten, das noch in ihrem Besitz war?

In dieser Not entschloß sich die verlassene Frau, sich so schnell wie möglich wieder zu verheiraten, ihrer Tochter ebenfalls einen Gatten zu suchen und so zwei Beschützer zu gewinnen. Und beide, Mutter und Tochter, fanden Bewerber, und nach kaum zwei Jahren waren beide vermählt: Cathérine de Thouars wurde die Frau Jean de Vendômes, Domherrn von Chartres, und Marie de Rais heiratete am 14. Juni 1442 Prégent de Coétivy, Admiral von Frankreich.

Die frühere Baronin de Rais brachte ihrem zweiten Gatten als Morgengabe ihre Besitzungen, deren schönste das Schloß und Herrschaft Tiffauges war. Sie hinterließen nur einen Sohn, der einziger Erbe ihres Vermögens und Namens wurde. Tiffauges blieb in dem Besitz der Herren von Chartres, bis das Geschlecht in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ausstarb.

Marie de Rais war ungefähr fünfzehn Jahre alt, als sie den etwa vierzig Jahre alten Admiral von Frankreich heiratete. Er besaß mehrere Schlösser, war Gouverneur von la Rochelle und gehörte einem großen und berühmten Geschlecht der Saintonge an. Er soll nicht nur aus reiner Neigung, sondern auch aus Liebe zum Gelde um die Tochter des Gerichteten von Nantes geworben

haben. In den Denkwürdigkeiten der Erben wird wenigstens versichert, daß nach seiner festen Ueberzeugung alle Verkaufsverträge, die Gilles de Rais geschlossen hatte, null und nichtig wären.

Die reichen Güter, die der Admiral danach zu erwarten hatte, stachen ihm ebenso in die Augen, wie die Schönheit der Marschallstochter. Er verhehlte sich nicht die endlosen Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, ehe er sich des Genusses der großen Erbschaft erfreuen konnte, aber mit Hülfe einflußreicher Freunde und Gönner konnte er hoffen, zu seinem vermeintlichen Recht zu kommen.

Der König selbst war der Verbindung durchaus geneigt; er hoffte, dem Herzog der Bretagne, dessen wachsende Macht ihm gefährlich schien und der sein Gebiet durch ansehnliche Besitzungen des Marschalls vergrößern wollte, einen empfindlichen Schlag zu versetzen.

Aber so leichten Kaufs kam der geldlüsterne Admiral nicht davon. Die Bedingungen, die er im Ehevertrag eingehen mußte, waren hart genug. Die härteste, die der Schwiegervater Maries, Jean de Vendome, und ihr Oheim, René de la Suze, verlangte, war jedenfalls, daß er Namen und Wappen der Rais annehmen mußte. Zwei-

tens bekamen seine Erben, wenn die Ehe kinderlos blieb, nur den dritten Teil, während zwei Drittel den Erben der Frau verblieben. Und endlich sollte die Frau, in dem Falle, daß der Admiral vor ihr starb, zu ihrer Mutter oder ihrem Oheim zurückkehren.

Sobald die Hochzeitsfeierlichkeiten vorüber waren, entfaltete Prégent de Coétivy auch die regste Tätigkeit. Und auf dem Papier erreichte er genug: Nach königlichem Erlaß sollten die Güter von Gilles de Rais zu seinem Nutzen eingezogen werden, er erhielt seine Bestallung als Vermögensverwalter seiner jungen Frau, setzte allerhand Aenderungen des Ehevertrages durch u. s. w.

Nur eine Bemühung blieb erfolglos: ein Versuch, das Andenken seines Schwiegervaters wieder zu Ehren zu bringen. Hier stand er Tatsachen gegenüber, die er nicht aus der Welt schaffen konnte. Das Wappen des Hauses, das er angenommen hatte, konnte der neue Baron de Rais von seinem Schandfleck nicht reinigen.

In Wirklichkeit waren die Vorteile des Admirals auch nicht so groß. Die Anordnungen des Königs waren leicht getroffen, aber schwer

auszuführen. Man nahm sie zur Kenntnis, kümmerte sich aber gar nicht darum.

So war es allgemein. Was man einmal in Besitz genommen hatte, durch Pfand oder Kauf, gab man nicht so leicht wieder heraus. Es kam häufig genug zu gerichtlichen Streitigkeiten, zu offenen Fehden und blutigen Kämpfen, die kein Ende nehmen wollten.

Der neue Herr de Rais hielt es auch nicht mit der Gewalt. Auf Grund seiner vom König anerkannten Forderungen fing er an, mit dem Herzog der Bretagne zu unterhandeln, und es gelang ihm, wenigstens bis zu seinem Tode den Nießbrauch der schönsten Güter seiner jungen Frau zu behalten.

Lange sollte er sich allerdings seines Reichtums nicht mehr erfreuen. Bei der Belagerung von Cherbourg traf ihn eine Kanonenkugel, die ihn auf der Stelle tötete. Er war 48 Jahre alt geworden.

Wieder stand Marie de Rais allein. Sie war gerade auf dem Schloß Taillebourg, als sie die Botschaft von dem Ende ihres Mannes erhielt. Mehrere Monate hindurch wurde sie von den Brüdern des Admirals festgehalten, die

aus ihrer unglücklichen Lage Nutzen zu ziehen hofften.

Mit List und Gewalt nötigte man ihr eine Vollmacht ab, die die Angehörigen ihres Mannes zur Verwaltung ihres Vermögens berechtigte. Um sich nach oben hin zu schützen und sicher zu sein, überließ man die Schlösser Ingrandes und Champtocé dem neuen Herzog der Bretagne, der auf die junge Witwe auch keine Rücksicht nahm und die beiden festen Plätze tatsächlich belagerte. So drohte den letzten Resten der Reichtümer de Rais' eine neue Teilung.

Wieder mußte sich Marie de Rais, wie zu Lebzeiten ihres Vaters, an den König von Frankreich wenden, um ihre Freiheit zu erhalten und ihr Vermögen vor räuberischen Händen zu schützen. Kaum war sie ihre eigene Herrin, als sie sich auch beeilte, die Zusage, die man ihr im Gefängnis abgezwungen hatte, zurückzunehmen und für hinfällig zu erklären.

Und um sich vor der Habgier ihrer Feinde zu retten, suchte sie sich durch eine neue Verbindung zu sichern. Sie verheiratete sich mit einem Verwandten, dem Admiral und Marschall von Frankreich André de Laval, der schon an der Seite ihres Vaters gegen die Engländer ge-

fochten hatte. Er zählte damals vierzig und Marie kaum vierundzwanzig Jahre.

Diese Heirat setzte fremden Eingriffen ein Ziel. André de Laval trat in den Besitz aller Güter, die seiner Frau gehörten, und nach all den Jahren des Unglücks schien die Tochter des Barons de Rais ihr Glück gefunden zu haben. Aber auch diese Ehe blieb kinderlos.

Nach acht Jahren starb die vielgeprüfte Tochter des Marschalls auf dem Schloß ihres Gemahls Vitré. Auf ihrem Grabstein in der Kirche der Stadt, in der sie beigesetzt wurde, las man diese Worte: „Hier liegt Frau Marie, Herrin und Erbin von Rais, weiland Gemahlin des hohen, mächtigen Herrn André de Laval, seiner Zeit Herrn von Lohéac, Lonoux und Kergorlay, Marschalls von Frankreich, gestorben am ersten Tage des November im Jahre 1457."

Im Gegensatz zu ihrem herrischen und gewalttätigen Vater soll Marie de Rais eine weiche, innige und zärtliche Natur gewesen sein. „Eine Taube, die von einem Habicht stammt," meinte ein Dichter. Man weiß, daß Marie ihren ersten Gatten, den Admiral de Coëtivy, der häufig krank war, mit aller Liebe und Sorgfalt pflegte; daß sie ihr Gesinde sehr freundlich behandelte und

zu kleinen Kindern wie eine Mutter war. Sie umgab sich gerne mit jungen Mädchen aus verwandten oder bekannten Häusern, für die sie nach allen Richtungen hin sorgte.

Auch die beiden Töchter Roger de Briquevilles, der einen so unheilvollen Einfluß auf ihren Vater ausgeübt hatte, nahm sie bei sich auf und behielt sie bei sich. Ist es nicht ein seltsamer Gegensatz? Wie ihr Vater ein Schreckbild der Kinder, war sie ihr Schutzengel. War es das Bedürfnis eines weiblichen, mütterlichen Wesens, dem eigene Nachkommenschaft versagt war, oder wollte sie gut machen, was ihr grausamer Vater gefehlt hatte?

Jedenfalls muß sie eine gute, hilfbereite Frau gewesen sein, deren Börse ebenso offen stand, wie ihr Herz. Wenn eine ihrer jungen Freundinnen oder Gefährtinnen sich verheiratete, vergaß Marie nie eine reiche Morgengabe, und wenn jemand, der ihr irgendwie nahestand, in Not geriet, so half sie sofort mit ihren Mitteln.

Ihr Gatte André de Laval überlebte sie fast dreißig Jahre; er starb im Alter von 75 Jahren und ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen. Nach dem Tode Marie de Rais', der einzigen Tochter des Marschalls, waren alle

Rechte an ihren Oheim, René de la Suze, übergegangen, der nun den Namen und das Wappen der Rais annahm.

Mit ihm begann von neuem der ganze Erbfolgestreit, der den Admiral de Coétivy und André de Laval zwei Jahrzehnte beschäftigt hatte. Ihm verdankt die Geschichte die „Denkwürdigkeiten der Erben Gilles de Rais'", die so viel von dem Leben des Marschalls berichten. Man weiß nicht, ob er mit seinen Klagesachen viel Erfolg hatte; nur soviel steht fest, daß sie auch mit seinem Tode nicht aufhörten. Er starb um das Jahr 1474 und hinterließ aus seiner Ehe mit Anne de Champagne nur eine Tochter, Jeanne de Rais, die mit François de Chauvigny, Prinzen von Déols, verheiratet war. Aus dieser Ehe ging nur ein Sohn hervor, André de Chauvigny, der im Jahre 1502 ohne Nachkommenschaft starb.

So erlosch 62 Jahre nach dem Ende Gilles de Rais' ein Geschlecht, das Ruhm und Schande zugleich genoß: den Ruhm, Frankreich einen ausgezeichneten Helden geschenkt, und die Schande, einen der größten Verbrecher aller Zeiten und Völker hervorgebracht zu haben.

XII.

Gilles de Rais als Blaubart. — Das Märchen Perraults. — Schriftliche und mündliche Ueberlieferungen. — Zwei Volkserzählungen. — Schlußwort.

Der französische Verfasser schließt sein gelehrtes und gründliches Werk über den Marschall von Frankreich mit einer eingehenden Untersuchung über das allbekannte Märchen von dem Ritter mit den sieben Frauen und kommt zu dem Ergebnis, daß der blutige Held der Volkserzählung kein anderer ist als der Baron Gilles de Rais. Nach den überzeugenden Beweisen, die er beibringt, kann man kaum mehr daran zweifeln, daß wir es hier tatsächlich mit dem bretonischen Würgengel aus dem 15. Jahrhundert zu tun haben. Aber noch aus einem andern Grunde sind die Ausführungen des Franzosen beachtenswert und lehrreich: sie zeigen, wie die Wirklichkeit sich mit der Zeit im Volksempfinden umgestaltet und endlich eine feste, bleibende Form annimmt.

Es gibt eine ganze Reihe Gestalten aus Sage, Märchen und Dichtung, die in der all-

gemeinen Vorstellung zu ganz bestimmten ausgeprägten Erscheinungen geworden sind, die jedem vertraut und jedem bekannt sind. Sie sind gegeben und lassen sich nicht nach Belieben umbilden. Wenn ein Künstler, ein Bühnendichter oder Erzähler sie zu Helden eines Werkes macht, so ist er gebunden und beschränkt. Er ist nicht frei in seinem Schaffen und kann nicht nach Belieben mit ihnen schalten und walten. Mag er den einen Wesenzug mehr betonen, den andern nebensächlicher behandeln, mag er sich hier und da kleine Abweichungen erlauben; in der Hauptsache muß er sich an das ursprüngliche Bild halten; das kann er nicht willkürlich verändern, ohne das Gefühl zu befremden und zu verletzen. Achilles und Ajax, Hektor und Andromache, Siegfried und Hagen, Brunhilde und Kriemhilde stehen so lebendig und fertig vor unsern Augen, daß wir sie uns nicht anders vorstellen können. Wer aus ihnen andere Wesen machen wollte, wie sie uns überliefert worden sind, würde befremden und kein Verständnis finden. Kann man sich Achilles häßlich und Thersites schön, Siegfried schwarzhaarig und Hagen jugendlich blond, kann man sich Brunhilde sanft und schmachtend, Kriemhilde grausam und wild denken?

So ist es auch mit dem Ritter Blaubart. Auch er hat mit der Zeit eine feste, unveränderliche Gestalt angenommen. Niemand sieht ihn als schönen, jugendlichen Helden mit hellen Augen und blonden Locken, als freien, offenen Mann mit gutem Herzen und sanften Worten. Er wird immer der furchtbare Mensch bleiben mit dem düsteren Gesicht und den bösen Augen, mit dem stahlharten Herzen und der schrecklichen Stimme, und wer ihm seinen langen blauschwarzen Bart nehmen will, der nimmt ihm sein erstes Kennzeichen, der zerstört die ganze Gestalt und macht sie unkenntlich.

Wie ist nun dieser blutige Ritter zu uns gekommen? Woher stammt er? Aus welchem Land? Aus welcher Zeit? Aus welchem Volk?

Im allgemeinen kennt man nur einen Blaubart — den Blaubart, wie ihn Perrault in seinem Märchen geschildert hat. Die vier Seiten, die das Märchen erzählen, sind vielleicht die schönsten, die überhaupt in der französischen Sprache geschrieben worden sind, und die kleine Geschichte ist in ihrer unnachahmlichen Schlichtheit und Größe ein wahres Kleinod der gesamten Weltdichtung.

Wie aber ist Perrault auf den Stoff verfallen? Hat er ihn vorgefunden? Lag ihm irgend ein altes Märchen zu Grunde? Oder hat er den Helden erfunden? Ist der Blaubart ein Geschöpf seiner Einbildungskraft? Oder hat ein solcher Mensch wirklich gelebt? Hat der Dichter aus der Wirklichkeit geschöpft und eine Volkserzählung nachgebildet?

Auch hier hat man versucht, bis in die graueste Vorzeit zurückzugehen und einen indischen Ursprung des Märchens angenommen. Alles soll von der Wiege der Menschheit kommen. Und der Gedanke, der der Erzählung zu Grunde liegt, „die Moral von der Geschichte", wenn man so sagen darf, ist gewiß so alt wie die Menschheit; der Gedanke kommt aus dem Herzen des Mannes und der Frau, stammt aus dem irdischen Paradies: Denn die unbezwingliche Neugier des Weibes, die so gefährliche Wünsche weckt und so verderbliche Folgen zeitigt, ist so alt wie das Weib selbst. Der Apfel der Eva, das Umsehen von Lots Weib, die Büchse der Pandora, die Frage von Elsa von Brabant, der Gattin Lohengrins, der goldene Schlüssel Blaubarts: sie alle sind Zeichen, Ausdrucksformen, Sinnbilder der weiblichen Neugier. Aber

haben die Sagen damit alle den selben Ursprung, fließen alle aus einer gemeinsamen Quelle?

Unter allen Himmeln und in allen Sagen finden sich verbotene Kammern und geheimnisvolle Schlüssel. Bei den Griechen hatte Zeus den Blitz eingeschlossen, und nur er allein von allen Göttern hat den Schlüssel zum Gemach. In den Erzählungen der „Tausend und eine Nacht" ist von einem verbotenen Raum die Rede, in dem das geflügelte Roß steht, und ähnliche Züge finden sich in den Ueberlieferungen fast aller Völker und Volkstämme, der Germanen, Romanen, Russen, Norweger, Basken, sogar bei den Schwarzen auf Sansibar. Aber was beweist das? Ist darum das Märchen vom Blaubart auf eine vorgeschichtliche Zeit zurückzuführen? Oder auf die Griechen, die Perser, die Slaven, die Neger?

Ebenso verhält es sich mit dem blauen Bart. Sind die blauen Bärte nicht zahlreich in den Sagenkreisen der verschiedenen Völker? Zeus selbst hatte einen so schwarzen Bart und so schwarze Augenbrauen, daß sie blau erschienen, wie das Gefieder eines Raben. Fast alle Götter des Meeres und der einzelnen Flüsse im heid-

nischen Altertum hatten so dunkle Haare und Bärte, daß sie blau erschienen.

Und böse Ehemänner, die ihren Frauen furchtbar sind, kommen noch häufiger vor als Götter mit blauen Bärten, geheime Kammern und Zauberschlüssel. Man denke nur an den Sultan in „Tausend und einer Nacht", und in einer estrischen Sage bringt der Held sogar statt sieben elf Frauen um.

Woher stammt also die Geschichte vom Blaubart? Wo liegt der Keim, aus dem das Märchen sich allmählich bildete? Sollte nicht irgendwo ein so böser, blutiger und grausamer Mensch gelebt haben, wie der furchtbare Ritter? Ein Mensch, der durch seine ungeheuren Verbrechen so mächtig auf den Geist seiner Zeitgenossen wirkte, daß die Erinnerung an ihn in Kind und Kindeskindern lebendig blieb? Ein Mensch, der den Gesprächsstoff, die Unterhaltung ganzer Geschlechter abgab, der die zu allem Absonderlichen und Schrecklichen neigende Einbildungskraft des Volkes immer von neuem anregen und der zu tausend und abertausend Erzählungen Anlaß gab, von denen eine endlich die Oberhand gewann und schriftlich festgehalten wurde?

Das ist nur allzu wahrscheinlich, wenn man auch nicht mehr feststellen kann, wer diese besondere Fassung aufgebracht hat, ob ein Dichter, eine Mutter, eine Amme oder irgend ein alter Mann, ein Großvater oder eine Großmutter, die ihren Enkeln Märchen erzählen mußten.

Aber man kann das Land, die Gegend bezeichnen, von dem die Erzählung ihren Ausgang genommen hat, und man kann den Mann bezeichnen, den das Volk durch den Namen „Blaubart" verewigte. Denn alle Zeugnisse aus dem Lande, dessen Schrecken er war, Geschichte wie Dichtung, schriftliche und vor allem mündliche Ueberlieferungen, die von allergrößtem Gewicht sind, bestätigen einstimmig und allgemein, daß der wirkliche Blaubart niemand anders als Gilles de Rais, der Würger und Mörder von Frauen und Kindern, der in Nantes gerichtet wurde.

Mehr als eine Tatsache spricht dafür. Zuerst ist es merkwürdig, daß keiner von den altfranzösischen Schriftstellern, kein Geschichtschreiber und Erzähler, kein Dichter und Minnesänger jemals von der Geschichte des Blaubart spricht, die doch einen so großen Raum im Volksbewußt-

sein einnahm; keiner von ihnen hat je seinen Namen genannt oder auch nur erwähnt.

Wenn Perrault trotzdem sagt, daß es eine Geschichte aus alter Zeit wäre — vielleicht nahm er das ohne weitere Prüfung an — so ist es nicht zu verstehen, daß sich bei einer so allgemein verbreiteten Kunde bei Rabelais, Marot, Montaigne oder anderen Schriftstellern des 15. Jahrhunderts nichts findet, die allen Volksberichten doch sonst so sehr nachgingen und sie so gerne benutzten. Es scheint also, daß Perrault die Erzählung irgendwo hörte, sie aus der Kinderstube nahm und ihr ein neues Kleid schenkte.

Es gibt auch eine ganze Reihe von Forschern, die den Schauplatz nach der Bretagne verlegen, und die älteren Geschichtschreiber der Bretagne selbst, von Anjou und der Vendée, bekunden fast einstimmig, daß der Blaubart der Volkserzählung ein bretonischer Großer gewesen sei. Und unter welchem Namen sie ihn auch anführen, es ist immer der selbe: der Baron Gilles de Rais, der Besitzer reicher Herrschaften in der Bretagne, in Anjou und Poitou und ein gefürchteter Herr in allen drei Ländern.

Zu diesen schriftlichen Zeugnissen treten die mündlichen Ueberlieferungen, die sich in den Fa-

milien des westlichen Frankreich erhalten und durch die Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt haben. Und sie lassen kaum einen Zweifel mehr, daß wir es mit Gilles de Rais zu tun haben.

Zuerst ein bretonischer Klagesang, der die ganzen Verhandlungen in Nantes wachruft:

Ein Greis: „Ihr jungen Mädchen von Pléeur, warum seid ihr so still? Warum geht ihr nicht zu Festen und Gesellschaften?"

Die jungen Mädchen: „Fragt, warum die Nachtigall schweigt im Gebüsch, warum die Finken und Amseln nicht mehr ihre süßen Lieder singen."

Der Greis: „Verzeihung, ihr jungen Mädchen; aber ich bin fremd. Ich komme weit her und weiß nicht den Grund eurer traurigen Mienen."

Die jungen Mädchen: „Wir weinen um Gwennola, die schönste und lieblichste unter uns."

Der Greis: „Und was ward aus Gwennola? — Ihr jungen Mädchen schweigt! — Was ist denn geschehen?"

Die jungen Mädchen: „Ach weh, der böse Blaubart hat die liebliche Gwennola umgebracht, wie er alle seine Frauen getötet hat!"

Der Greis voll Entsetzen: „Der Blaubart wohnt hier in der Nähe? O flieht, flieht schnell, Kinder! Der reißende Wolf ist nicht schlimmer als der wilde Baron; der Bär ist sanfter als der verfluchte Baron de Rais."

Die jungen Mädchen: „Fliehen dürfen wir nicht; wir sind Mägde in der Herrschaft de Rais und gehören mit Leib und Seele dem Ritter Blaubart."

Der Greis: „Ich will euch befreien, denn ich bin der Herr Jean de Malestroit, Bischof von Nantes, und ich habe geschworen, meine Beichtkinder zu schützen."

Die jungen Mädchen: „Gilles de Laval glaubt nicht an Gott."

Der Greis: „Er soll eines schlimmen Todes sterben. Ich schwöre es bei dem lebendigen Gott!"

Und die Klage schließt:

„Heute singen die jungen Mädchen von Pléeur aus vollem Herzen und tanzen bei Festen und Feiern. Die Nachtigall erfüllt den Hain mit ihren zärtlichen Tönen, die Finken und Amseln singen wieder ihre süßesten Lieder; die ganze Natur hat wieder ein Festkleid angelegt:

Gilles de Laval ist nicht mehr! Der Blaubart ist tot!"

Die Tage von Nantes leben wieder auf in diesem Klagegesang. Das Auftreten des Bischofs, die Art, wie er zu den jungen Mädchen spricht, das Geständnis ihrer Trübsal, das tröstende Versprechen des Greises: alles das beweist, daß der Verfasser von den Geschehnissen genau unterrichtet war. Ruft der Tod der lieblichen Gwennola nicht die Erinnerung wach an all die Entführungen junger Männer und junger Mädchen, die die Bevölkerung in den Gebieten des Barons und der Umgegend so in Schrecken versetzten? Aber die Getötete wird nicht als die Frau des Blaubart dargestellt und konnte es naturgemäß nicht sein, da man ja die wirkliche Gattin des Marschalls kannte; es war ein armes Kind aus dem Volke, eine Dienerin, die mit Leib und Seele ihrem Herrn gehörte.

Wie man sieht, besteht gar keine Aehnlichkeit zwischen dieser Klage und der Erzählung von Perrault, und doch handelt es sich um Gilles de Rais, der zugleich als Blaubart bezeichnet wird. Das ist sehr wichtig und beweist zweierlei: erstens, daß über den blutigen Ritter mehr Geschichten im Umlauf waren als der Mord der

sieben Frauen, und zweitens, daß dieser Klagegesang zu jenen zahlreichen Volkserzählungen gehörte, von denen Perrault eine herausgriff und ausgestaltete. Der Zug der Grausamkeit, den man Gilles beilegte, ist nur ein besonderes Zeichen seiner Verderbtheit und seines Blutdurstes.

Aber uns ist noch ein zweiter Bericht erhalten, in dem sogar der Ursprung des blauen Bartes angegeben wird und zwar des blauen Bartes von Gilles de Rais. Er ist überzeugend in seiner Einfachheit und Schlichtheit und lautet so:

Müde, gegen die Engländer zu kriegen, hatte sich Herr Gilles de Laval in sein Schloß Rais zwischen Elven und Questembert zurückgezogen. All seine Zeit verbrachte er in Müßiggang, in Festen und Gelagen.

Eines Abends zog ein Ritter, der Graf Odon de Tréméac, Herr von Krevent und anderen Ortschaften, an dem Schloß vorüber, um sich nach Morlaix zu begeben; an seiner Seite ritt ein schönes junges Fräulein, Blanche de l'Herminière, seine Braut. Gilles de Rais lud beide ein, bei ihm Rast zu halten, und leerte mit ihnen ein Glas Wein. Doch die Reisenden hatten Eile, ihren Weg fortzusetzen. Allein Gilles de Rais

zeigte sich so gefällig und liebenswürdig, daß der Abend kam, ohne daß man an den Aufbruch dachte.

Plötzlich, auf ein Zeichen des Schloßherrn ergriffen Knechte den Grafen Odon de Tréméac und warfen ihn in ein tiefes Gefängnis; dann ging Gilles das junge Fräulein an, sie zu heiraten. Blanche vergoß reichliche Tränen, während die Kapelle mit tausend Kerzen beleuchtet wurde, die Glocken fröhlich klangen und alles für die Hochzeit vorbereitet wurde. Blanche wurde vor den Altar geführt, sie war bleich wie eine schöne Lilie und zitterte am ganzen Körper.

Der Herr de Laval, dessen Bart von schönstem Rot war, trat, prächtig gekleidet, neben sie: „Schnell, Herr Kaplan, traut uns!“

„Ich will den Herrn nicht zum Gemahl!“ schrie Blanche de l'Herminière.

„Und ich will, daß man uns traut.“

„Tut es nicht, Herr Pfarrer,“ bat schluchzend das junge Fräulein.

„Gehorcht; ich befehle es Euch!“

Als Blanche zu flüchten versuchte, hielt Gilles sie in seinen Armen fest.

„Ich will Dir die schönsten Geschmeide geben!“ sagte er.

„Laßt mich!“

„Meine Schlösser, meine Wälder, meine Felder, meine Wiesen!“

„Laßt mich!“

„Meinen Leib und meine Seele!“

„Abgemacht! Abgemacht! Hörst Du wohl, Gilles de Rais? Abgemacht; und Du gehörst mir fortan.“

Blanche hatte sich in einen blonden Teufel verwandelt, der an der Seite des Barons stand.

„Verflucht!“ rief dieser.

„Gilles de Laval,“ sagte der Dämon mit unseligem Lächeln, „Gott ist müde Deiner Schandtaten; Du gehörst jetzt der Hölle, und von diesem Tage an trägst Du ihr Zeichen.“

Im selben Augenblick machte er ein Zeichen, und der bisher rote Bart Gilles de Lavals nahm die dunkelste Färbung an.

Und weiter sagte der böse Geist:

„Du sollst in Zukunft nicht mehr Gilles de Laval sein, Du sollst der Blaubart sein, der fürchterlichste aller Menschen, ein Schrecken für die kleinen Kinder. Dein Name soll verflucht sein in alle Ewigkeit, und Deine Asche soll nach Deinem Tode in alle Winde verstreut werden,

und Deine schändliche Seele soll fahren in die Tiefe der Hölle."

Der Teufel sprach von seinen zahlreichen Opfern, von seinen sieben Frauen, deren Leichen in den Verliesen seiner Schlösser moderten, und fügte hinzu:

„Der Herr de Tréméac, den ich in Gestalt der Blanche de l'Herminière begleitet hatte, reitet in diesem Augenblick auf dem Wege von Elven, und mit ihm sind alle Edelleute des Landes Redon."

„Und was wollen sie?"

„Den Tod aller derer rächen, die Du umgebracht hast."

„So bin ich verloren?"

„Noch nicht, denn Deine Stunde hat noch nicht geschlagen."

„Wer will sie denn aufhalten?"

„Ich; ich brauche noch Deinen Beistand und Deine Hilfe, mein guter Ritter."

„Das wirst Du tun?"

„Ja, das will ich, denn lebend kannst Du mir viel mehr dienen als tot. Und jetzt auf Wiedersehen, Gilles de Rais, und sei eingedenk, daß Du mir mit Leib und Seele gehörst."

Und der blaue Teufel verschwand in einer Schwefelwolke. Er hielt Wort und verhinderte die Dazwischenkunft der Edelleute von Redon; aber von diesem Augenblick war Gilles de Rais nur unter dem Namen des Ritters Blaubart bekannt.

Soweit die Erzählung. Hat Perrault sie gekannt? Möglich ist es wohl, denn zu seiner Zeit wurden schon Zauberstücke aufgeführt, die die Geschichte des Ritters Blaubart darstellten. Jedenfalls handelt es sich auch hier um Gilles de Rais.

Und dann die mündlichen Ueberlieferungen, die keine Feder aufgezeichnet hat, die heute wie vor Jahrhunderten im Volksmund umgehen. Welches Andenken haben die Bewohner von Tiffauges und Pouzauges, von Nantes, von Champtocé und Machecoul an den Würgengel ihres Landes bewahrt?

Nun, in der gesamten Gegend gibt es niemand, der nicht die Orte nennen könnte, wo der Blaubart gewohnt hat. Es sind die festen Schlösser, die einst dem Baron Gilles de Rais gehörten. Uebereinstimmend lauten alle Berichte: bald nennt man den Herrn von Tiffauges oder Machecoul, bald den Herrn von Pornic oder

Champtocé, aber für alle ist er der selbe: der wirkliche Blaubart, für die Bevölkerung von der Vendée der Blaubart auf Tiffauges, für die von Anjou auf Champtocé und für die Bretonen auf Machecoul.

Und man muß ihnen glauben; sie wissen es besser als alle Schriftgelehrten und Geschichtschreiber und Forscher, denn sie haben es von ihren Vätern, die es wieder von ihren Vätern hatten, und so fort bis in das 16. und selbst 15. Jahrhundert, die beide voll waren von Erinnerungen an den Marschall und seine Grausamkeiten.

Und diese Erzählungen sind im Laufe der Zeit auf ihren Wanderungen von Mund zu Mund mit allerhand Einzelheiten ausgeschmückt worden, wie das Volk sie liebt. So glaubt man in der Vendée, daß das unheimliche Zimmer, in dem die sieben Frauen Blaubarts aufgehängt sind, noch irgendwo im Schloß Tiffauges verborgen ist, aber die Treppenstufen sind morsch und verfallen, und wehe dem neugierigen Reisenden, der einen Fuß darauf setzt: er fällt in einen tiefen Abgrund, in dem er elend zu Grunde gehen muß.

Auf dem Hügel, der die kleine Stadt Tiffauges trägt, gegenüber dem Schloß, stand die alte Kirche des heiligen Nikolaus, in der man lange eine schwere Steinplatte zeigte, unter der die sieben Frauen Blaubarts ruhen sollten. Auf dem Stein finden sich tatsächlich sieben runde Zeichen von gleicher Größe eingemeißelt: zur Erinnerung an die sieben Frauen des Ungeheuers, wie das Volk erzählt.

Nicht weit von Nantes, beim Schloß la Verrière, das Gilles de Rais gehörte, zeigt man heute noch eine kleine Kapelle, die von sieben schönen Bäumen umgeben wird, und, wie man sagt, wurden sie zur Erinnerung an die sieben Frauen Blaubarts gepflanzt.

Und wenn man über die Richtstätte bei Nantes ging, wo der Marschall seine Untaten büßte, so hieß es: „Hier wurde der Blaubart verbrannt" und nicht „Gilles de Rais".

Auch Machecoul ist voll von Erinnerungen. Vor der großen Revolution wurde hier noch der Degen Blaubarts gezeigt: es war eine lange, breite und schwere Klinge, die man kaum mit beiden Händen heben konnte. Und in Champtocé zeigte man einen Stein, der die Form eines Toten-

kopfes hatte und den man den Schädel Blaubarts nannte.

Nach alledem kann man wohl mit Sicherheit die Heimat des furchtbaren Ritters angeben. Der Blaubart stammte aus der Bretagne.

Er erscheint anders in den Volkserzählungen wie in der Geschichte. Und so grausam ihn das Märchen auch schildert, ist er doch nur ein Kind, verglichen mit dem Blutmenschen, wie er in Wahrheit gelebt hat. Denn die sieben Frauen, die er ermordete und in der verbotenen Kammer aufhängte, hatten doch eine gewisse Schuld, so hart die Strafe auch sein mochte: sie hatten ihr Wort gebrochen und das verschlossene Gemach geöffnet.

Aber welche Schuld hatten die armen Opfer, die der Baron de Rais seinen Gelüsten brachte und die unter entsetzlichen Qualen hinsterben mußten? Sie hatten keine Schuld, als daß sie jung und schön waren.

So muß das Geschöpf der Einbildung verblassen gegen die lebendige Schilderung. Die Wirklichkeit war furchtbarer als alle Dichtung.

Ende.

G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK